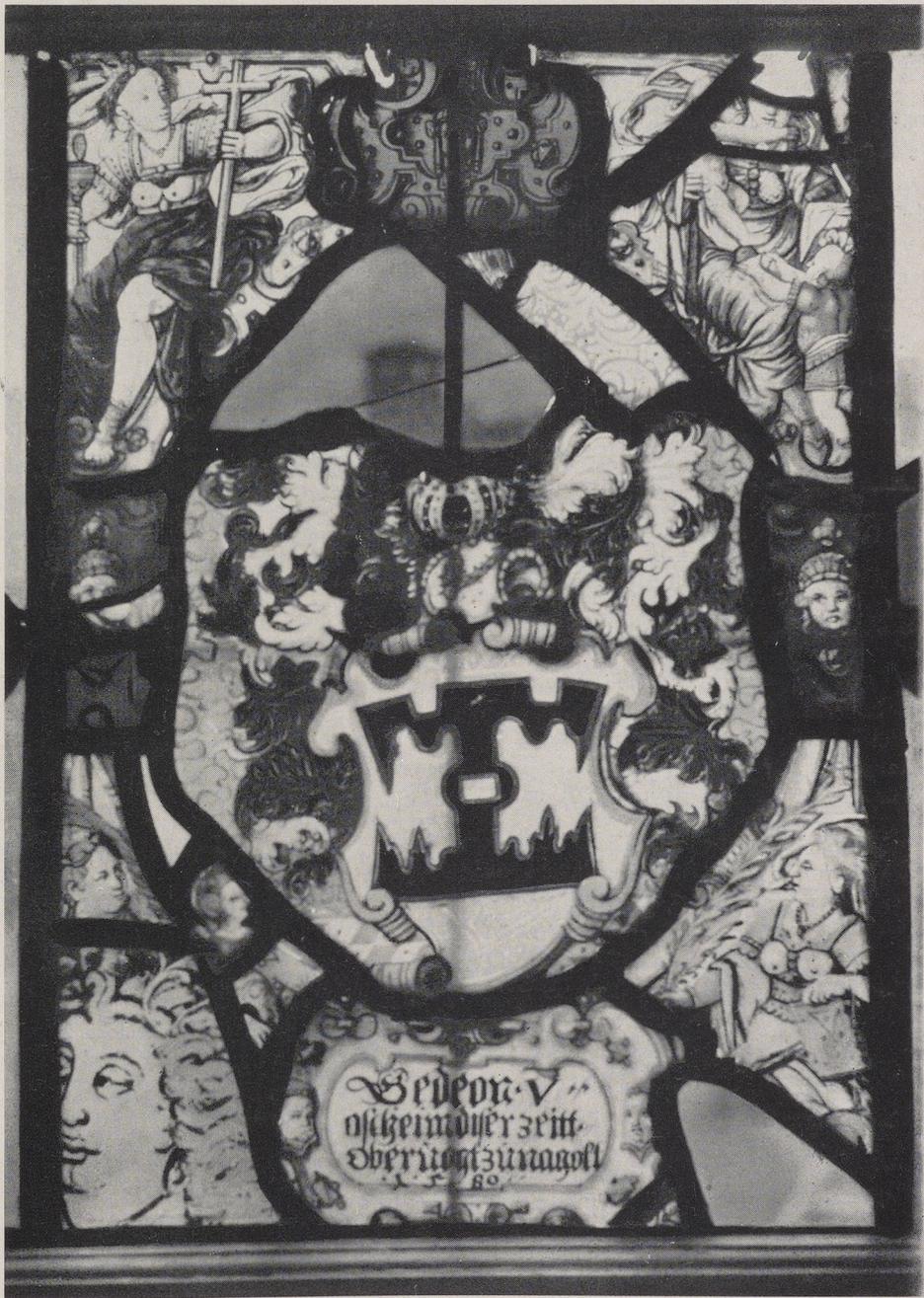


# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Württ.  
Landes-  
bibliothek  
Stuttgart

# 3

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / SEPTEMBER 1967



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege  
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes  
herausgegeben von Ernst Müller

1967

18. Jahrgang

Drittes Heft — Juli / September

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 14.–. – Einzelheft DM 4.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

*Titelbild: Wappenscheibe des Gideon von Ostheim 1580 im Rathaus zu Nagold*  
*Aufnahme Otto*

## INHALT

Die Wappenscheiben in den Rathäusern von Wildberg und Nagold <i>Von Markus Otto</i> .....	157
So soll es seyn – Nikolaus Friedrich von Thouret Baumeister des Klassizismus 1767–1845 <i>Von Hans Gerber</i> .....	175
Die Schlacht bei Salamis <i>Von Willy Baur</i> .....	182
Walter Grube 60 Jahre alt <i>Von Ernst Müller</i> .....	184
Jugend in Stuttgart <i>Von Max Kohlhaas</i> .....	185
Aus den Tagen des „Nachmärz“ <i>Von Wilhelm Frbr. Koenig-Wart- hausen</i> .....	192
Was uns beschäftigt – was uns angeht ..	196
Die staufischen Hohenlohe. Zum Vortrag von Professor Dr. Gerd Wunder <i>Von Ernst Müller</i> .....	197
Buchbesprechungen .....	199
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	203

## Die Wappenscheiben in den Rathäusern von Wildberg und Nagold

Von Markus Otto

Die monumentale Glasmalerei des Mittelalters wurde erst in neuester Zeit in ihrer großen Bedeutung als Bildkunst eigener Prägung richtig erkannt und hat seitdem immer mehr das Interesse der Wissenschaft gefunden.

Auffallend wenig Beachtung finden demgegenüber heute noch allgemein – Museen und einige private Sammler ausgenommen – die Produkte der „Kabinett-Glasmalerei“, die mit neuer Technik (Schmelzfarben ersetzen weitgehend das farbige Hüttenglas) die monumentale Glasmalerei des Mittelalters im Verlaufe des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts nach und nach ablöste. Wer sein Interesse einmal dieser Seite der Glasmalerei zuwendet, wird finden, daß es auch hier viel Schönes und Wertvolles gibt, und daß die Kabinett-Glasmalerei ebenfalls ihre interessanten Besonderheiten besitzt. So mag vielleicht die vorliegende Arbeit den einen oder anderen Leser anregen, selbst auf Entdeckungsreisen auszugehen. Es ist ein weites Feld, und es gibt noch genug zu entdecken und zu forschen!

Einen breiten Raum im Rahmen der Kabinett-Glasmalerei nehmen die profanen Wappenscheiben der Renaissance und des Frühbarock ein. Wir verdanken ihre Entwicklung wohl vor allem der stiftungsfreudigen Schweiz, weshalb sie vielfach ohne Rücksicht auf ihre Herkunft „Schweizerscheiben“ genannt werden. Eine Eigenart dieser Scheiben ist, daß sie regelmäßig mit einer ausführlichen Unterschrift oder Umschrift versehen sind, die neben Namen und Titel des Stifters auch das Schenkungsjahr nennen. So präsentiert sich der Stifter der Nachwelt, damit sein Andenken bewahrt bleibe. Diese Wappenscheiben sind daher, ob sie nun von einem einzelnen, einer Familie, einem Handwerk, einer Rats-

versammlung oder etwa einer Schützengesellschaft gestiftet wurden, stets interessante und dazu farbenfreudige Urkunden, gleichermaßen wertvoll für Heraldiker und Genealogen. Abgesehen von ihrem Archivwert sind viele Kabinettscheiben auch als schöne Kunstwerke anzuerkennen. Künstlerisch wertvolle Scheiben entstanden hauptsächlich noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als man für größere Flächen gleicher Farbe wie früher das gute alte Hüttenglas und sogenanntes Überfangglas verwendete. Später, bei vollständigem Verlassen der alten Tradition, d. h. bei fast ausschließlichem Gebrauch von Schmelzfarben, ließ die künstlerische Qualität hinsichtlich der Farbwirkung schnell nach.

Ein schönes Beispiel für die Sitte der Fensterschenkungen, zugleich gute und dabei genealogisch und heraldisch interessante Wappenscheiben liefern in unserer engeren Heimat die Rathäuser von Wildberg und Nagold. Wie groß der Bestand dort ursprünglich gewesen ist, läßt sich nicht feststellen. Um die Mitte des letzten Jahrhunderts waren jedenfalls im Wildberger Rathaus noch sieben mehr oder weniger vollständige Scheiben und eine Fragmentscheibe, im Nagolder Rathaus vier Scheiben vorhanden. Die „Beschreibung des Oberamts Nagold“ von 1862 schildert dieselben für Zweck und Umfang eines solchen Werkes auffallend genau (kurze Beschreibung jeder einzelnen Scheibe mit vollständiger Wiedergabe der Inschriften). Leider wurden am 22. Februar 1945 bei einem schweren Bombenangriff auf Wildberg sechs der dortigen Wappenscheiben zerstört. Es ist eines der großen Verdienste des Wildberger Chronisten Karl Neef<sup>1</sup>, noch während des Krieges eine fotografische Aufnahme der Wildberger Scheiben veranlaßt zu haben<sup>2</sup>.

Die im folgenden beschriebenen Scheiben sind – bis auf zwei Stadtwappenscheiben, deren Stifter unbekannt sind – Schenkungen von Obervögten und eines Untervogts. Der Dienstbereich eines Obervogts, als höchstem und stets adligem Beamten des „Amts“, umfaßte oft deren mehrere. So hatten auch die Ämter Wildberg und Nagold zuweilen denselben Obervogt, weshalb in den beiden Rathäusern von zwei Stiftern je gleiche Scheiben vorhanden waren. Von diesen blieb in beiden Fällen nur das Nagolder Exemplar erhalten.

## I. Die Scheiben in Wildberg

Die Scheiben waren in die Fenster der großen Ratsstube eingefügt, wo sich die Überreste auch heute noch befinden. Es waren teils Rechteckscheiben, deren ungefähre Maße sich aus den in Wildberg und Nagold erhaltenen Mustern ergeben, teils Rundscheiben, deren Durchmesser – den quadratischen Fensterteilen entsprechend – maximal etwa 27 cm betragen haben dürfte. In chronologischer Reihenfolge waren folgende Wappen zu sehen:

1. Wappen des Balthasar v. Gültlingen von 1556
2. Wappen des Wolf Dietrich Megentzer v. Felldorf von 1563
3. Wappen des Michel v. Dachenhausen von 1569
4. Wappen des Gideon v. Ostheim von 1586
5. Wappen des Carl v. Remchingen von 1588
6. Wappen des Hans Joachim v. Grünthal von 1605 (ohne Oberbild)
7. Fragmentscheibe, hauptsächlich das Oberbild zu Nr. 6
8. Stadtwappen von Wildberg von 1620

### 1. Das Wappen des Balthasar v. Gültlingen (Rundscheibe, zerstört)

Das Wappen der Freiherrn v. Gültlingen<sup>3</sup> zeigte ursprünglich drei schwarze Adler (2,1) in silbernem Feld, und als Helmzier einen von Silber und Schwarz quergeteilten Adler. Nach Erlangung der Erbkämmererwürde wurde der Schild quadriert: in 1 und 4 die drei Adler, in 2 und 3 silberne gekreuzte Schlüssel in rotem Feld. Zwei Helme, auf dem vorderen ein Adler, auf dem hinteren zwei gekreuzte Schlüssel. Das Wappen der Scheibe entsprach, wie ersichtlich, genau dem „Erbkämmererwappen“. Es stand vor einer querlaufenden Decke mit Rautenmuster.

Den Hintergrund bildete ein das ganze Innere der Scheibe ausfüllender Rankendamast. Im Wappen waren mehrere Fehlstellen, die durch Stücke aus anderen Glasgemälden ersetzt waren. Für den fehlenden – zum Adler gehörigen – Helm war ein weiblicher Kopf eingesetzt. Dieses Flickstück ist, so erstaunlich es klingt, für den Kunsthistoriker das wertvollste Stück der Scheibe gewesen. H. Wentzel hat es sogar in sein Standardwerk „Die Glasmalerei in Schwaben von 1200 bis 1350“<sup>4</sup> aufgenommen, mit der Bemerkung: „Ein Mädchenkopf im Dreiviertelprofil, umrahmt von einem Punktbandnimbus. Das Fragment gehört in die Zeit um 1300.“ Man vermutet, daß der reizende Kopf aus dem abgegangenen Dominikanerinnenkloster Reuthin bei Wildberg stammte. Da derselbe in seiner Eigenart keine Parallelen unter den erhaltenen Werken jener Stilperiode hat, ist er für die Kunstgeschichte unseres Landes von Bedeutung. Auch die Umschrift des Wappens wies zwei Fehlstellen auf. Der Text lautete, nach dem Vorbild der Oberamtsbeschreibung ergänzt: „Anno . Domini . 1556 . Fürstenthums . Württemberg . erbkamerer . (auch . der .) Zeit . land . Hofmeister . vd . obervogt . (zu) . Wiltperg . Balthasar . von . (Gültlin)gen.“

Karl Neef berichtet von drei weiteren Wappenscheiben der Herren v. Gültlingen, die noch bis zum Brand 1868 im Hinterstübchen des Gasthauses „zum Lamm“ existiert haben sollen. Stifter dieser Scheiben waren Peter v. Gültlingen, Paulus v. Gültlingen und Balthasar v. Gültlingen. Sämtliche Scheiben waren mit 1563 datiert. Bei einer vierten Scheibe „Hans Dietrich v.“ sei damals das Weitere unleserlich gewesen.

Die Herren v. Gültlingen<sup>5</sup> (Stammburg in Gültlingen bei Wildberg abgegangen) waren ursprünglich gräflich hohenbergische Ministerialen. Bei Errichtung des Erbkämmereramts nach Erhöhung Württembergs zum Herzogtum wurde ihnen die Würde des Erbkämmerers fortan zuteil. Balthasar v. Gültlingen, dessen Geburtstag nicht bekannt ist, findet sich am 11. Mai 1514 in Ingolstadt, 1517 in Freiburg als Student immatrikuliert. 1535 wurde ihm von Herzog Ulrich das Amt des Landhofmeisters übertragen, das er, mit einigen Unterbrechungen, bis an seinen Tod innehatte. Er war einer der Vertrauten des Herzogs und im Schmalkaldischen Krieg Hauptmann der schwäbischen Kreistruppen. An der Wiederversöhnung zwischen Kaiser und Herzog Ulrich hatte er wesentlichen Anteil. Das Amt des Obervogts von Wildberg wurde ihm Weihnachten 1541 übertragen, nachdem der Vorgänger,



Wildberg 1: Wappenscheibe des Balthasar von Gültlingen 1556

sein Vetter Wolf v. Gültlingen, 1536 als Obervogt und Erbkämmerer gestorben war. Später (nach 1550) wurde auch ihm die Würde des Erbkämmerers zuteil.

Eine besondere Bedeutung kommt Balthasar v. Gültlingen bei der Reformation in Württemberg zu<sup>6</sup>. Schon 1535, als a.o. Kommissar, und später als Superattendent der obersten Kirchenbehörde (1553) war er maßgeblich an ihrer Durchführung beteiligt. Seine Ehe mit Agnes v. Gemmingen blieb kinderlos. Da auch seine vier Brüder kinderlos starben, er-

reichte er beim Herzog, daß die Lehen Berneck und Sindlingen auf die Söhne seiner Schwester Barbara übertragen wurden. Sie war mit einem Vetter Sebastian v. Gültlingen vermählt, so daß auf diese Weise die Güter dem Gültlingischen Geschlecht erhalten blieben. Balthasar starb am 24. Juni 1563 in Wildberg. Kurz zuvor war ihm seine Gemahlin im Tode vorausgegangen. Die Tatsache, daß er sich daraufhin noch ein zweites Mal, mit Johanna v. Mundelsheim, vermählte, läßt darauf schließen, daß der Tod ihn selbst völlig unerwartet ereilt haben



Wildberg 2: Wappenscheibe des Wolf Dietrich Megentzer 1563

muß. Sein Grabmal von Joseph Schmidt, eines der schönsten Grabdenkmale der Zeit in Württemberg, steht in der Kirche von Berneck bei Altensteig. Es zeigt ihn mit seiner ersten Gemahlin Agnes v. Gemmingen.

2. *Das Wappen des Wolf Dietrich Megentzer v. Felldorf (Rundscheibe, zerstört)*

„Von Rot, Schwarz und Silber mit Schneckenlinien, welche sich in der Mitte des Schildes vereinigen, geteilt; auf dem Helm ein schwarz gestülpter roter Hut, an jeder Seite im Stulp eine Rose an langem Stiel, rechts schwarz mit silbernem, links silbern

mit schwarzem Stiel. Decken: schwarz-silbern und rot-silbern.“ Die Scheibe zeigt den Schild auf einem bewachsenen Grund stehend, den man sich wohl moosgrün zu denken hat. Der Hintergrund war blau<sup>7</sup> und mit einem etwas blaß gewordenen Rautenmuster versehen. Die Umschrift mit drei (durch Flickstücke aus fremden Scheiben ergänzten) Fehlstellen lautete wohl ursprünglich: „Im Anfang betrachts End . Wolff Dieterich Megentzer (von Felldorf. Dyser zeit obervogt) zue Wildtberg . Anno (Domin)i 1563.“ Die Scheibe war wesentlich besser erhalten als Nr. 1.

Das Geschlecht der Megentzer (Megenger)<sup>8</sup> wird schon 1256 urkundlich erwähnt. Die Bezeichnung



Wildberg 3: Wappenscheibe des Michael von Dachsenhausen 1569

„von Felldorf (Veldorf)“ geht auf Besitz in diesem Ort bei Horb am Neckar zurück. Wolf Dietrich wurde 1532 geboren als Sohn des Philipp Megentzer und der Rosina v. Fürst. Er war ein angesehener Vertreter des württembergischen Adels und von Martini 1563 an Obervogt zu Wildberg. Während seiner Wildberger Amtszeit, die anscheinend bis zu seinem Tode währte, wird er auch als Hofgerichtsbeisitzer benannt. Als einer der Vertrauten Herzog Christophs begleitete er diesen zusammen mit anderen Vertretern des Adels 1562 zur Krönung Maximilians zum römischen König. Er war vermählt mit Agnes v. Anweil, Tochter des Tübinger Ober-

vogts Johann Kaspar v. Anweil und der Katharina v. Neuneck. Erst 37 Jahre alt, starb er schon am 20. August 1569 in Tübingen. Er und seine Gemahlin sind in der Stiftskirche daselbst beigesetzt, wo sie zusammen auf einem großen Epitaph (von Leonhard Baumhauer), kniend vor dem Gekreuzigten, dargestellt sind<sup>9</sup>.

### 3. Das Wappen des Michael v. Dachsenhausen (Rundscheibe, zerstört)

„Unter rotem Schildeshaupt von Silber und Schwarz 16mal geschacht. Auf dem schwarz-silber-bewulsteten Helm mit gleichen Decken ein wie das Schildbild

bezeichneter offener Adlerflug.“ Ähnlich Nr. 2 stand der Wappenschild auf einem grünen Grund. Den Hintergrund bildete ein feinrankiger gelber Damast<sup>7</sup>. Die Umschrift wies zwei Fehlstellen auf, bei deren einer man noch Reste der verblaßten Schrift zu erkennen glaubt. Dies dürfte ein Hinweis darauf sein, daß die Umschrift durch „Herauswischen“ der Buchstaben aus einem Schwarzlotgrund hergestellt war. Nur Schmelzfarben blättern in dieser Weise ab, wie das auch bei einer Nagolder Scheibe zu sehen ist. Der Text der Umschrift lautete, sinngemäß ergänzt: „Vertraw Sich Wem. Michel Von Dachenhausen zu Mauren. Dyser (Zei)tt Obervogt zu (Wiltb)erg. Anno Domini. 1569.“

Die Herren von Dachenhausen<sup>10</sup> (Tachenhausen) waren ursprünglich Teckische Ministerialen. Ihre früh abgegangene Stammburg lag in Tachenhausen bei Oberboihingen Kr. Nürtingen. Mauren an der Würm, bei Ehningen Kr. Böblingen<sup>11</sup>, war schon 1418 im Besitz eines Herrn v. Dachenhausen. Aus dem Leben Michaels erfährt man durch eine Stammtafel seines Geschlechts<sup>12</sup> und durchs NWDB<sup>13</sup> folgendes: Er wurde 1528 geboren, war 1552 bis 1558 „am Hof“, 1559 bis 1561 „Diener von Haus aus“, vom 14. September 1569 an Obervogt von Wildberg, als solcher auch Hofgerichtsbeisitzer. Der Stammtafel zufo!ge soll er vorher Obervogt zu Leonberg gewesen sein, jedoch nicht nach dem NWDB. Michael war (seit 1566?) vermählt mit Sibilla v. Karpfen, Witwe des Christoph v. Sternenfels, Tochter Eberhards I. v. Karpfen auf Thalheim, Württ. Haushofmeisters, und der Anna v. Stetten. 1566 wohnte er auf Mauren. 1579 kaufte er das Schloßchen Bulach (Neubulach) von den Kindern des Reformators Brenz. Am 14. September 1580 ist er noch in Wildberg als Obervogt im Amt. Die Stammtafel berichtet, daß er am 31. Oktober dieses Jahres im Stift zu Feuchtwangen begraben worden sei.

#### 4. Das Wappen des Gideon v. Ostheim (Rechteckscheibe, zerstört, gleiche Scheibe in Nagold)

„in Silber eine schwarze Tischwange“. Die Helmszier, Mannsrumpf mit gestreiftem Heidenhut, ist falsch ergänzt. Text in der Kartusche: „Gedeon v. Ostheim diser Zeit Obervogt zu Wilperg unnd Nagold 1586.“ Die schöne Scheibe war recht gut erhalten. Weiteres s. bei der Nagolder Scheibe.

Das Geschlecht „Marschall v. Ostheim“<sup>14</sup> wird als fränkisch bezeichnet und stellte die „Erbschenken“ des Herzogtums Franken. Als Stammsitz wird Ostheim (Rhön) angegeben. Gideon wurde 1524 ge-

boren, als Sohn des nachmaligen Burgvogts von Tübingen Heinrich v. Ostheim, der am 3. November 1560 starb (Grabmal von Leonhard Baumhauer in der Tübinger Stiftskirche)<sup>9</sup>. Er war Obervogt von Brackenheim 1560 bis 1571, Obervogt von Nagold von Georgi 1572 bis Georgi 1588, gleichzeitig Obervogt von Wildberg 1585 bis Martini 1588. Im selben Jahr trat er die Stelle des Obervogts von Tübingen an, die er bis zu seinem Tod am 7. Februar 1615 (er wurde 91 Jahre alt!) innehatte. Als weitere Ämter Gideons werden während seiner Tübinger Zeit genannt: Frauenzimmer-, Hof- und Kammermeister, Rat, von 1592 an adliger Hofrichter. Auch er war, wie Wolf Dietrich Megentzer, ein vertrauter Diener Herzog Christophs, bei dessen Ende er zugegen war (28. Dezember 1568). Seine Gemahlin, Anna Marscheldkin v. Ebneith, war die Vertraute der Witwe des Herzogs, Anna Maria. Sie starb am 25. September 1585. Ihr schöner Grabstein steht in der Wildberger Kirche. Gideon ist, wie sein Vater, in der Tübinger Stiftskirche beigesetzt<sup>9</sup>.

#### 5. Das Wappen des Carl v. Remchingen (Rechteckscheibe, erhalten)

„In Rot zwei gekreuzte silberne Lilienzepter (Gleven). Kleinod: gekrönter weiblicher Rumpf, angekleidet, mit den Gleven auf der Brust. Decken: Rot-Silber.“ Der Schild steht auf einem gerauteten moosgrünen Grund. Als Hintergrund dient ein goldgelber, fein durchgezeichneter Blumen- und Rankendamast. Die Säulen der Rahmenarchitektur sind je einem Pilaster vorgelegt. Die Pfeiler sind erdbeerfarben, mit lila Kapitellen und Basen. Der Architrav ist blau, rot und gelb. Das kräftig geschwellte Säulenpaar ist weiß mit blauen Girlanden, blauweißen Voluten, roten Kapitellen und Basen. Die beiden letzteren tragen Engelsrumpfe. Die Kartusche im Sockel mit reichem Rollwerkrahmen (blau mit blaugoldenem Zierwerk) ist von zwei kleinen braunroten Engeln flankiert. Die Inschrift lautet: „1588 CARL VON REMCHINGEN DER ZEIT OBERVOGT ZU WILDBERG UND NAGOLDT. I. V. G.“ Die bisher nicht gedeuteten Buchstaben stellen wohl die Wortanfänge der Devise des Stifters dar. Wesentlich interessanter ist das zwischen den Zahlen 15 und 88 angebrachte Monogramm, das die Buchstaben C und I zeigt. Hinter ihnen dürfte sich mit ziemlicher Sicherheit der Name des – bisher nicht identifizierten – Glasmalers (C. I. oder I. C.) verbergen. Das Oberbild stellt eine freundliche südliche Uferlandschaft dar mit blauem Meer, Fischern



Wildberg 4: Wappenscheibe des Gideon von Ostheim 1586

und einer Felseninsel mit Schloß. Das Bild ist seitlich gerahmt von goldbraunen Säulen, die bärtige Gesichter tragen (Maße: 21 × 34 cm).

Das sehr verzweigte Geschlecht der Herren v. Remchingen hat wohl seinen ursprünglichen Stammsitz auf der Burg Remchingen, die heute noch als Ruine bei Wilferdingen (Pfinzgau) in die Karten eingetragen ist. Das NWDB führt eine ganze Anzahl von Trägern dieses Namens auf, die als Obervögte, adlige Hofgerichtsbesitzer, Truchsess, Kammermeister, Landhofmeister usw. benannt sind. Auch im Tübinger Rathaus ist auf einer großen, hervorragend schönen Wappenscheibe unter anderen das Wappen „v. Remchingen“ abgebildet. Carl v. Rem-

chingen (immatrikuliert in Tübingen 13. September 1564) war Obervogt in Blaubeuren 1577 bis 1587. Gleichzeitig wird er als Hofgerichts-Assessor und 1582 bis 1584 als „Vasall“ oder „Diener“ bezeichnet. Von Martini 1588 bis 1599 war er Obervogt in Wildberg und Nagold, anschließend in Marbach, zu dieser Zeit auch Hofrichter (1599). Als letzte Obervogtstelle wird Schorndorf angegeben (Febr. 1600 bis Georgi 1606). Carl war zweimal vermählt<sup>15</sup>. Die erste Gemahlin war Juliane v. Graveneck, die zweite Maria v. Karpfen, eine der berühmten acht Erbtöchter des Caspar v. Karpfen zu Thalheim (1530–1603). Geburts- und Sterbedatum Carls v. Remchingen sind nicht bekannt.



Wildberg 5: Wappenscheibe des Carl von Remchingen 1588

6. Das Wappen des Hans Joachim v. Grünthal  
(Rechteckscheibe, bis aufs Oberbild zerstört,  
gleiche Scheibe in Nagold)

„Quadriert, Feld 1 und 4 schwarzer Adlerfuß mit unter sich gekehrten Klauen und oben ausgehendem weißem Bein auf Gold. Feld 2 und 3 rotbekleideter Arm mit bloßer Hand auf Weiß. Über Feld 1 bekrönter Helm. Helmzier: Adlerfuß. Helmdecke:

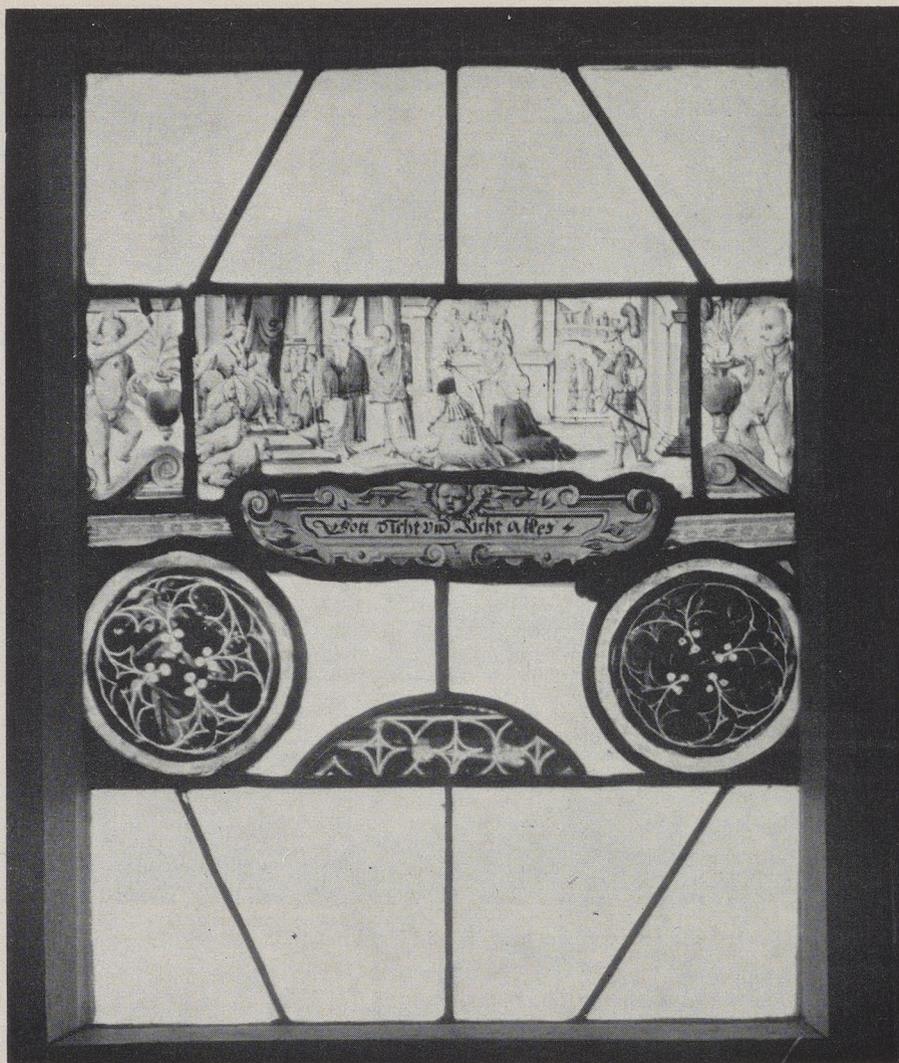
schwarz-golden. Über Feld 2 Helmzier: nackter Mannsrumpf mit rotem Hut. Helmdecke: rot-silbern.“ Abgesehen vom abgetrennten Oberbild (siehe Nr. 7) waren Fehlstellen bei der linken allegorischen Figur (SPES) und in der Kartusche. Inschrift: „Hans Jochum von Grial. obervogt zu wiltberg und Nagolt. anno domini .1.6.0.5.“ Weiteres zur Scheibe siehe bei der Besprechung der Nagolder Scheiben.



Wildberg 6: Wappenscheibe des Hans Joachim von Grünthal 1605

Der Stifter entstammte dem österreichischen Zweig des Geschlechts derer v. Grünthal. Er wurde 1576 geboren und soll seines evangelischen Glaubens wegen Österreich verlassen haben. In Württemberg gehörte er bald zu den angesehensten Vertretern des Adels. 1599 kam er nach Tübingen, wo er zunächst Hofmeister des Erbprinzen Friedrich, nachmaligen Herzogs von Württemberg war. Von Georgi 1605 bis Martini 1615 war er Obervogt von Wildberg (und Nagold). In diese Zeit fällt seine Ernennung zum Oberhofmeister und Leiter des fürstlichen Collegiums (Collegium illustre) in Tübingen. Die Berufung auf einen so verantwortungsvollen Posten ist ein Beweis für das große Vertrauen, das Hans Joachim bei Hofe genoß, und für die hohe Meinung, die man dort von seinen Fähigkeiten hatte. Seiner tüchtigen und straffen Leitung gelang es, dieses außergewöhnliche Institut so zu fördern, daß es europäischen Ruf genoß. Westermayer berichtet neben anderen interessanten Details

aus Hans Joachims Wirken folgendes kleine Faktum, das ebenso amüsan wie für das damalige Tübingen bezeichnend ist: „Gegen die ihm eingeräumte frühere Untervogtswohnung (Collegiumsgasse 8) hatte er einzuwenden, daß die dort spukenden Nachtgeister zwar nicht ihm, aber seiner Frau und Kindern Angst einflößen könnten.“ Von Martini 1615 bis zu seinem Tode am 29. Oktober 1639 war er Obervogt von Tübingen. Seine Ämter, zu denen sich noch der „Württembergische Rat“ gesellte, hatte er bis zuletzt inne. Er war vermählt mit Dorothea Maria v. Laymingen, Tochter des Erasmus v. Laymingen, weiland Obervogts, Landhofmeisters und edlen Oberrats, und der Agnes v. Plieningen. Seine Kinder starben alle früh und unvermählt, so daß mit ihnen die württembergische Linie „v. Grünthal“ ausstarb. Auch Hans Joachim und seine Gemahlin sind, gleich den Stiftern von Nr. 2 und Nr. 4, in der Stiftskirche zu Tübingen beigesetzt<sup>9, 16</sup>.



Wildberg 7: Oberbild zur Wappenscheibe des H. J. von Grünthal

7. *Fragment Oberbild zu Nr. 6 „Das salomonische Urteil“ (erhalten)*

Die bekannte, zu jener Zeit oft dargestellte Szene vor dem Thron Salomos, unter Verwendung von reichlich Silbergelb, neben Lila und Blau. Darunter der zur Rahmenarchitektur der Wappenscheibe Nr. 6 gehörige Architrav moosgrün, in der Mitte mit einem braunroten Rollwerkrahmen und der Inschrift: „Gott Sieht Und Richt Alles.“ Maße: 27×11 cm.

Unter diesem „Oberbild“ sind drei auffallende fremde Fragmentstücke eingeglast: links und rechts zwei gut erhaltene kleine Rundscheiben mit Vier-

pässen, die aus einem Schwarzlotgrund ausgekratzt sind. Dazwischen in der Mitte ein Kreisabschnitt gleicher Art. Diese merkwürdigen Stücke sind mittelalterlich und könnten, ebenso wie der Mädchenkopf in Nr. 1, aus dem ehemaligen Nonnenkloster Reuthin stammen.

8. *Das Wildberger Stadtwappen (Rechteckscheibe, zerstört)*

„Von Silber und Rot quergeteilt“, ist dieses Wappen ursprünglich das gleiche wie das Nagolder Stadtwappen, beide aber sind identisch mit dem



Wildberg 8: Stadtwappen 1620

Wappen der Grafen von Hohenberg. Erst später erhielt das Wildberger Stadtwappen im silbernen Feld ein schwarzes Hirschhorn und im roten ein silbernes „W“, das Nagolder Wappen aber den berühmten Nagel. Dem vorliegenden Foto zufolge scheint auf der Scheibe nur das silberne „W“ im roten Feld, nicht aber das Hirschhorn im silbernen Feld vorhanden gewesen zu sein. (Es sei denn, daß die Schwarzlotzeichnung desselben zur Zeit der Aufnahme bereits vollkommen abgeblättert und da-

her nicht mehr zu sehen war.) Das Wappen – darüber ein Engel in violetter Kleidung<sup>7</sup> und mit der Überschrift „SOLI DEO GLORIA“ – stand auf einem sehr verblaßten geschachten Grund und war umgeben von den allegorischen Figuren der JUSTITIA mit Waage, und der FIDES mit Kelch und Kreuz, die in Nischenarchitekturen standen. Der Sockel, links und rechts mit Putten verziert, trug in der Kartusche die Inschrift: „Die Statt Wildberg. Anno Domini 1620.“ Die Scherben, die in den von

einem Mittelstück zweigeteilten Raum des Oberbildes offensichtlich nachträglich hineingestopft worden waren, sind Fragmente eines „Salomonischen Urteils“, wie z. B. aus dem Rest des Spruches „durch Gerechtigkeit wird der Thron befestigt“ (Sprüche Salomonis 16,12) hervorgeht. Diese Stücke können ihrer Größe nach nicht ursprünglich in der Scheibe gewesen sein und stammten vielleicht von einer anderen, bereits in früherer Zeit zerstörten, Obervogtsscheibe.

Außer dem hier aufgeführten Bestand, wie er im Wildberger Rathaus bis zu jenem Bombenangriff am Schluß des Krieges vorhanden gewesen ist, berichtet K. Neef – fußend auf der Linkschen Chronik<sup>17</sup> – von einer weiteren Wappenscheibe, die sich noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts im Rathaus befunden habe, aber abgegangen sei. Es handelt sich um eine Wappenscheibe des Kellers Matthäus Heller<sup>18</sup> von 1528, mit einer Jagd im Oberbild. Gerade der Verlust dieser Scheibe ist besonders bedauerlich, da sie mit Abstand die älteste gewesen ist. Sie ist auch ein Beispiel dafür, daß in früheren Zeiten wohl schon so manche Scheibe des Wildberger Rathauses abgegangen ist.

## II. Die Scheiben in Nagold

Die Wappenscheiben des Nagolder Rathauses waren seither in den Fenstern des großen Sitzungssaales angebracht. Da sie sehr reparaturbedürftig waren, wurden sie im Frühjahr 1963 von Glasmaler A. Saile, Stuttgart, instand gesetzt. Die hier gezeigten Fotos geben den Zustand der Scheiben vor der Restaurierung wieder. Sie sollen beweisen, wie acht- und sinnlos in früheren Zeiten Glasgemälde mit Fremdstücken ausgeflickt wurden, ohne jegliches Verständnis für die Kunst und ohne Achtung vor dem Werk. Die Verbesserungen bei der Restaurierung durch Herrn Saile sind im folgenden jeweils angegeben. Der Bestand in Nagold setzt sich, chronologisch geordnet, folgendermaßen zusammen:

1. Wappen des Gideon v. Ostheim von 1580
2. Wappen des Johann Lutz von 1595
3. Wappen des Hans Joachim v. Grünthal (ohne Jahreszahl)
4. Stadtwappen von Nagold von 1609

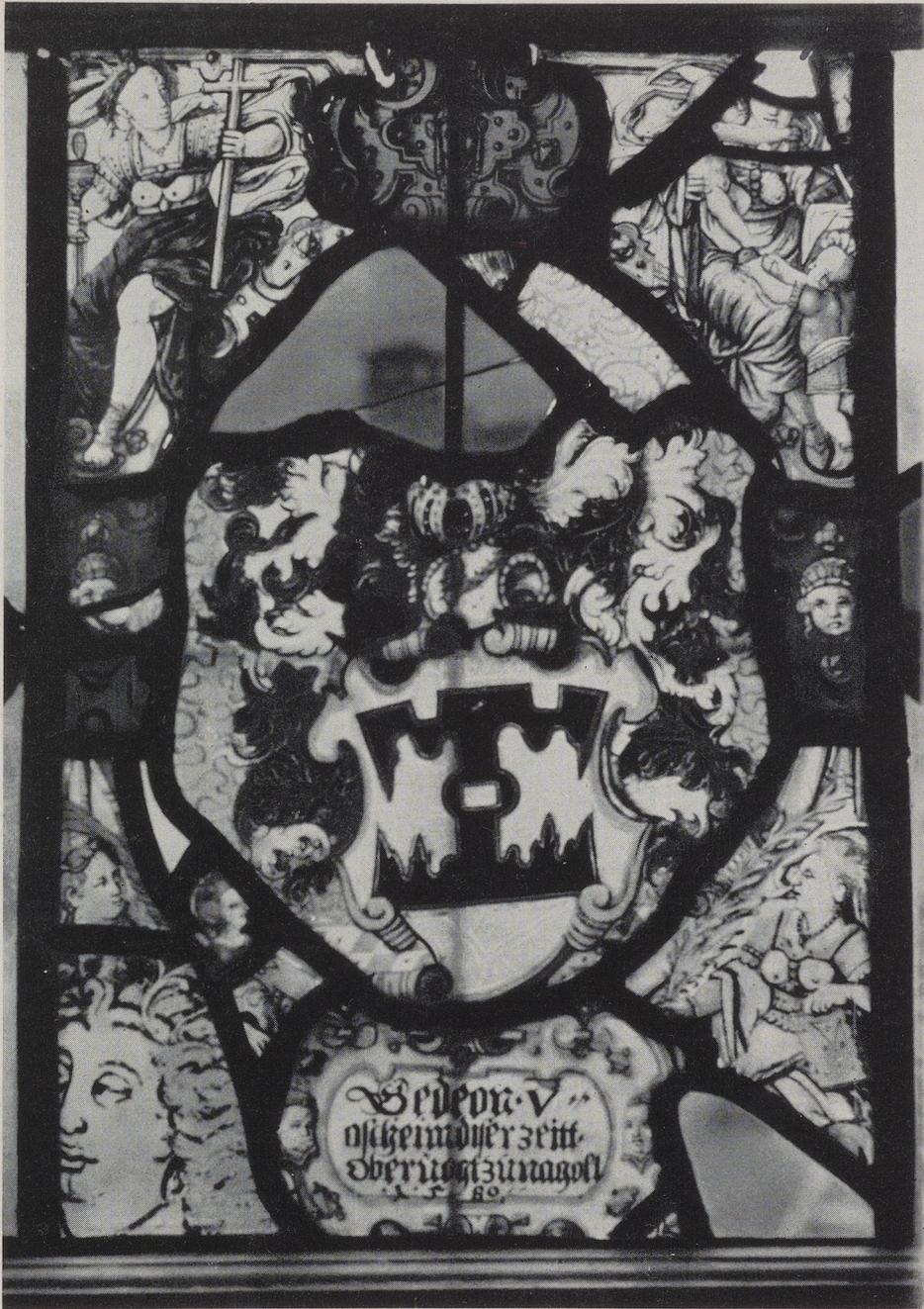
1. *Das Wappen des Gideon v. Ostheim (Rechteckscheibe, gleiche Scheibe in Wildberg, zerstört)*

Wappen und Helmdecken stehen auf einem geschachten, grauweißen Grund. Den Hintergrund bil-

det in der Hauptsache ein, im oberen Teil neu ergänzter, gelber Schnurdamast. Abweichend von den bisher gezeigten anderen Rechteckscheiben ist die Komposition: Das Wappen ist in einer ungefähr achteckigen Rahmung durch vier ornamentale Zierstücke im äußeren Scheibenrahmen „aufgehängt“: nach oben durch eine grüne Kartusche, seitlich durch rotes Rollwerk mit gelben Köpfen, nach unten durch eine gelbe Kartusche mit der Inschrift: „Gideon v. ostheim diser zeit. Obervogt zu nagolt .1.5.8.0.“ Von den vier allegorischen Zwickelfiguren (Tugenden), die auf dem Foto der Wildberger Scheibe gut erhalten zu sehen sind, blieben in Nagold die beiden oberen besser erhalten als die unteren. Bei ihnen sind bedeutende Fehlstellen, welche durch Fragmente anderer Scheiben ersetzt wurden. Man hat bei der Restaurierung den großen originellen Kopf unten links belassen, da er das Gesamtbild der Scheibe nicht stört. Durch mehrere Rißbleie wurde die Scheibe gefestigt. Abmessungen: 24,5 × 36,0 cm. Genealogie siehe unter Wildberg.

### 2. *Wappen des Johann Lutz (Rechteckscheibe)*

Das Wappen dieser in den Farben besonders schönen Scheibe ist so verstümmelt, daß sich der Beschauer zunächst keine Vorstellung machen kann. Die bei Siebmacher veröffentlichte Abbildung des Lutzschen Wappens dient dem besseren Verständnis. Die Beschreibung lautet dort: „Gestürzter schwarzer Spickel, darin ein gekrönter goldener Löwe mit roter Zunge. Die Seitenfelder nach außen golden und schwarz schräggeteilt, auf den Teilungslinien je eine Rose verwechselter Tinktur. Gekrönter Stechhelm: wachsender gekrönter goldener Löwe mit roter Zunge zwischen zwei schwarzen gespaltenen Flügeln, darin je eine Rose verwechselter Tinktur. Decken schwarz-golden.“ Die ganze linke Hälfte ist eine willkürliche Ergänzung des Lutzschen Wappens. Dieses steht, wie am Helm zu sehen ist, seitenverkehrt, ein Hinweis darauf, daß zu der Scheibe einst ein Gegenstück bestanden haben muß. Man ließ in solchen Fällen die beiden Wappen „gegeneinander schauen“. Die bunte Rahmenarchitektur besteht aus zwei flankierenden Säulen, erdbeerfarben, mit moosgrünen Basen (beide Kapitelle nicht mehr ursprünglich!). In seitlichen Nischen stehen allegorische Figuren mit Überschrift, links „JUSTITIA“, in blaugoldenem Gewand, rechts „CHARITAS“, von der nur noch das Unterteil des blauen Gewandes erhalten ist, das übrige durch Flickstücke aus fremden Scheiben ersetzt. Sockel und Gebälke der Nische sind dunkelrot. In der



Nagold 1: Wappenscheibe des Gideon von Ostheim 1580

Sockelzone der Scheibe befindet sich eine von zwei Putten eingerahmte blaugoldene Kartusche mit der nicht vollständigen Inschrift: „Unnder vogtt Zuo Nagoldtt. Johann (Lutz) anno 1595.“ Besonders schön ist der in der Mitte zu einem Bogen geschwungene violette Architrav. Der Bogen trägt in

der Mitte einen erdbeerfarbenen Löwenkopf, durch den das Oberbild – das Salomonische Urteil – zweigeteilt wird. Rechts der König, vor dem die Frau mit dem toten Kind kniet; auf der linken Bildhälfte die andere Mutter, das lebende Kind auf dem Arm. Ein Soldat mit gezogenem Schwert hat das



Nagold 2: Wappenscheibe des Johann Lutz 1595

Kind beim Arm ergriffen, um das Urteil zu vollstrecken. Das gesamte Oberbild erscheint vorwiegend in Blau und Silbergelb. Bei der Restaurierung der Scheibe wurde der den Gesamteindruck sehr störende Kopf im Fragment der „Charitas“ entfernt. Abmessungen: 31,2×42,2 cm.

Über den Nagolder Untervogt Johann Lutz ist wenig bekannt. In Altensteig lebte etwa von 1500 bis

1594 ein Bürger Jakob Lutz, der zwei Söhne, Hans und Konrad, hatte. Hans war „Vogt“ von Nagold. Von ihm wird außerdem berichtet, daß er eine Zeitlang in Augsburg lebte und von dort seine Frau mitgebracht hat. Die Familie soll das Lutzsche Wappen auf Siegeln usw. geführt haben<sup>19</sup>. Da im Dienerbuch bei Johann Lutz die Bemerkung „von Augsburg“ steht, erscheint es nicht abwegig, in dem

Altensteiger Hans Lutz unseren Untervogt zu sehen. Nach Siebmacher wurden 1594 eine Anzahl Träger des Namens Lutz, alles Verwandte, durch Rudolf II. geadelt, wobei das Lutzsche Wappen „gebessert“ wurde. Anscheinend gehörten die Altensteiger zwar zu der großen Sippe (denn sie führten dasselbe Wappen!), blieben aber bürgerlich, weshalb Johann Lutz auch das ursprüngliche Wappen führte und nicht das gebesserte. Er war Untervogt in Nagold von 1595 bis 1608, gleichzeitig „Alpirsbacher Pfleger auf dem Kniebis“. Sein Todestag ist der 7. April 1617.

3. *Das Wappen des Hans Joachim v. Grünthal*  
(Rechteckscheibe, gleiche Scheibe in Wildberg,  
bis aufs Oberbild zerstört)

Diese Scheibe hat besonders gelitten, wie ein Vergleich mit der Wildberger Scheibe zeigt. Immerhin ist die Gesamtanlage erhalten, und außerdem ist der Farbeindruck trotz aller Mängel noch ein sehr guter. Das Wappen entspricht der bei Wildberg gegebenen Beschreibung. Feld 3 wurde bei der Restaurierung ergänzt, ebenso der obere Teil der Helmzier (Adlerfuß) über Feld 1. Die linke Helmdecke ist bis auf die Grundzeichnung abgeblättert. Nur an einem kleinen Rest sind noch ihre Farben Rot-Silber zu sehen. Die Rahmenarchitektur ähnelt derjenigen der Lutzschen Scheibe, doch ist der Architrav gerade. Dieser und das Oberbild, das in Nagold nur unvollständig erhalten ist, sind bereits unter Wildberg beschrieben. Die flankierenden Säulen sind moosgrün mit dunkelroten Kapitellen und Basen. Von den nach außen abschließenden Nischenarchitekturen ist nur die linke mit „SPES“ (Gewänder in Blau, Gold und Lila) erhalten, ihr Sockel und die Schrifttafel erdbeerfarben. Rechts an der Fehlstelle sind neutrale Flickstücke. Die Sockelzone der Scheibe ist nur noch ein Fragment. Der linke Putto wurde bei der Restaurierung aus der Fehlstelle im Oberbild (!) wieder an den richtigen Platz links unten zurückversetzt, die verstümmelte Inschrift von der Seite in die Mitte gerückt. Sie lautet: „Hans Jochum v. ... obervogt zu ... d Nagold)t. a...“. Der Text entsprach somit genau demjenigen der Wildberger Scheibe, und man kann als Schenkungsjahr ebenfalls 1605 oder eines der folgenden Jahre annehmen. Abmessungen: 35,2 × 42,0 cm. Genealogie unter Wildberg. Wie man sieht, war auch diese Scheibe mit Resten aus mittelalterlichen Glasgemälden „geflickt“, darunter einigen schönen Punktbandstücken.



Wappen Lutz nach Siebmacher

4. *Das Wappen der Stadt Nagold (Rechteckscheibe)*

Über die ursprüngliche Gleichheit der Stadtwappen von Wildberg und Nagold wurde bereits berichtet. Das Nagolder Wappen besteht laut Oberamtsbeschreibung aus „einem quergeteilten Schild, das obere Feld Silber, das untere Rot und von schwarzen Streifen gegittert, durch beide Felder geht ein Nagel“. Die prächtige Scheibe, am besten von allen erhalten, entspricht diesen Angaben bis auf den Nagel, der ja eine spätere Zutat ist. Das rote, schwarzgegrittete Feld ist fein damasziert, das silberne mit Dreiecksmuster und Zierborte versehen. Von der Wappendecke ist nur noch das linke Stück (Silber-Rot) erhalten. Die gedrungene Rahmenarchitektur wird durch das Innere nahezu gesprengt! Es ist, als ob der schildhaltende Engel sich aus einem Fenster herausbeugte und den Wappenschild vor die Inschrifttafel hielte. Sein Leibrock mit gekreuzter Stola ist erdbeerfarben, das Untergewand blau, die Flügel abgestuft blau-rot-grün-weiß. Vor massigen Pfeilern mit erdbeerfarbenen jonischen Kapitellen stehen die Apostel Petrus und Paulus, beide in Blau und Silbergelb. Die den Sockel zu beiden Seiten des Wappens einnehmende Schrifttafel (moosgrün) blieb nur rechts erhalten: „Nagellt



Nagold 3: Wappenscheibe des Hans Joachim von Grünthal

Wappen 1.6.0.9. Jar". Sinngemäß wird auf der linken Seite zu ergänzen sein: „Der Stadt“. Bei der Restaurierung wurde links ein moosgrünes Glasstück eingesetzt und mit der entsprechenden Bordüre versehen. Der zur Mitte hin gestaffelte Architrav (erdbeerfarben) trägt anstelle eines Oberbildes eine Schrifttafel „VERBUM DOMINI MANET IN AETERNUM“ (Des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit). Links und rechts der Tafel je ein Wappenschild,

eine ankerähnliche „Hausmarke“ mit den Buchstaben „G. B.“, und das Handwerkszeichen der Zirkel- und Messerschmiede, Zirkel und Rasierrmesser, mit den Buchstaben „H. S.“. Leider konnten diese Buchstaben bisher nicht gedeutet werden (Stifter, oder Stifter und Glasmaler?). In den oberen Ecken der Scheibe zwei musizierende Engel. Abmessungen: 40,2 × 38 cm.

\*



Nagold 4: Stadtwappen 1609

Mit den Wappenscheiben aus Wildberg und Nagold wurde nur ein kleiner Ausschnitt aus dem großen Bestand von Kabinettscheiben gezeigt, und doch ist an ihnen schon die Vielfalt der Möglichkeiten zu ersehen, die dem Glasmaler zu Gebote stand. Die Rundscheibe läßt sich zwanglos auf das Vorbild der alten Wappensiegel zurückführen. Sie bot infolge der festgelegten Form wenig Möglichkeit zu individueller Gestaltung. Die Rechteckscheibe hingegen gab dem Künstler reichlich Gelegenheit, seine Phantasie walten zu lassen. Wenn auch die Scheibe mit

Architekturrahmen im allgemeinen die bevorzugte Form war, so sieht man aus der Ostheim-Scheibe, daß sich ebensogut andere Lösungen finden ließen. Eine besondere Bedeutung kommt dem oftmals über dem Architrav angebrachten „Oberbild“ zu. Außer bekannten biblischen Szenen (z. B. Salomonisches Urteil) oder mythologischen Motiven finden sich Jagd- und Kampfszenen ebenso wie Darstellungen aus dem friedlichen Alltag der damaligen Zeit, weshalb die Oberbilder kulturhistorisch interessant sind. Beliebt war die Allegorie, und die Darstellung der

Tugenden in Gestalt von mehr oder weniger wohlgestalteten weiblichen Wesen als Pfeiler- oder Zwickelfiguren wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis zum Ende der Stilperiode zum regelmäßigen Brauch.

Natürlich müßte nun auch die Frage nach den Glasmalern gestellt werden. Diese Frage ist aber noch kaum zu beantworten. Über das sehr umfangreiche Material an Glasmalereien aus der Zeit der Kabinettscheibe liegen – was Württemberg angeht – bisher keine größeren Untersuchungen vor. Zwar sind die Namen einiger Glasmaler bekannt, doch besteht noch über keinen eine umfassende Arbeit. Grundbedingung zu solchen Arbeiten wäre die Erfassung des gesamten Bestandes an Kabinettscheiben in unserem Land. Besonders schwierig wird eine Zuschreibung bei unsignierten Scheiben, womit wir es im vorliegenden Falle nahezu ausschließlich zu tun haben. Es hat sich nämlich gezeigt – worauf schon Balet<sup>20</sup> aufmerksam machte –, daß die Glasmaler jener Zeit sich durchaus nicht scheuten, Stileigentümlichkeiten, etwa eine besonders wirksame Rahmenarchitektur, von einem Kollegen zu „übernehmen“. Daher ist es, gerade um 1600 und später, oft kaum möglich, auf einer unsignierten Scheibe einen bestimmten Glasmaler, nur gestützt auf seine individuelle „Handschrift“, sicher zu erkennen. Der bekannteste Glasmalername in unserem Gebiet ist wohl derjenige der Familie Maurer. Es handelt sich um eine 1597 von Stuttgart nach Reutlingen verzogene Familie, die in mehreren Generationen den Beruf des Glasmalers ausübte und eine unermeßliche Zahl von Kabinettscheiben produzierte. Viele dieser Scheiben sind signiert, so daß es möglich ist, durch Vergleich manche unsignierte Scheibe mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit der Werkstatt dieser Familie zuzuweisen. Eine Festlegung auf bestimmte Glieder derselben ist dagegen wesentlich schwieriger, da innerhalb einer Familie erst recht erprobte Entwürfe und Stileigentümlichkeiten von einem zum anderen wandern. Mit großer Wahrscheinlichkeit dürften die Wappenscheiben Gideon von Ostheim und Hans Joachim von Grünthal in Wildberg und Nagold jeweils von der Hand desselben Glasmalers stammen. Vielleicht sind unter den Wappenscheiben von Wildberg und Nagold ebenfalls Arbeiten der Maurer. Interessant ist in diesem Zusammenhang folgende Feststellung: Bei Balet ist eine nicht signierte, jedoch Christoph Maurer I zugewiesene Scheibe des „Johannes Fützion, Burger zu Reutlingen, Anno 1603“ abgebildet, deren Rahmenarchitektur nahezu „wörtlich“ die gleiche ist wie

diejenige der Remchingen – Scheibe des C. I. (I. C.) von 1588! Einen eigenständigen Stil weist die Nagolder Stadtwappenscheibe von 1609 auf. Es ist möglich, daß sich hinter einem der beiden signierten Schilde ein tüchtiger örtlicher Meister verbirgt.

Die Rathausscheiben von Wildberg und Nagold sind, wie man sieht, ein wertvolles Stück Heimatgeschichte. Möge das noch Erhaltene von den zuständigen Gemeindeverwaltungen als teurer Schatz gehütet werden, damit auch noch spätere Generationen sich an diesen kleinen historisch wertvollen, liebenswürdigen und farbenfrohen Denkmälern unserer Vorfahren erfreuen können.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Karl Neef ist auch der Verfasser des Heimatbüchleins *Wildberg, das Bergstädtchen an der Nagold*, Altensteig 1950. Darin sind S. 93 die Wildberger Rathausscheiben aufgezählt. Ihm gebührt vorweg herzlicher Dank für viele wertvolle Auskünfte. Im übrigen danke ich Herrn Prof. Dr. Fleischhauer (Stuttgart) für freundliche Beratung und Durchsicht des Manuskripts, Herrn Prof. Dr. Decker-Hauff und Herrn Dr. Pfeilsticker (Stuttgart) für wichtige Hinweise und meinem verehrten früheren Lehrer, Herrn Gymn.-Prof. Dr. Rau (Tübingen) für Ergänzung und Kontrolle der genealogischen Angaben. – <sup>2</sup> Durch die Firma A. Hermann & Co., Stuttgart, Richard-Wagner-Str. 68. Ich danke für die freundliche Überlassung der Aufnahmen zur Veröffentlichung. – <sup>3</sup> Wappenbeschreibungen nach Siebmacher, ausgestorbener Württ. Adel, Alberti, Württ. Adels- und Wappenbuch, Stuttgart 1889–1916, und Beschreibung des Oberamts Nagold 1862. – <sup>4</sup> Berlin 1958, S. 269 (Deutscher Verein f. Kunstwissenschaft). – <sup>5</sup> Siehe hierzu und für spätere genealogische Angaben auch die Beschreibung des Oberamts Nagold 1862. – <sup>6</sup> Ausführlich bei A. Rentschler, *Die Reformation im Bezirk Nagold*. Sonderheft der Blätter für Württ. Kirchengeschichte. XXI. Jahrgang 1917. – <sup>7</sup> Einige wenige Farbangaben bei den zerstörten Scheiben verdanke ich Notizen, die mir K. Neef freundlichst überlassen hat. – <sup>8</sup> Ausführlich in „Reutlinger Geschichtsblätter“, XXII/XXIII (1911/1912) S. 71 (Döser). – <sup>9</sup> Westermayer-Wagner-Demmler, *Die Grabdenkmäler der Stiftskirche zu St. Georg in Tübingen*, Tübingen 1912. – <sup>10</sup> Beschreibung des Oberamts Nürtingen 1848, S. 206–209. – <sup>11</sup> Graf Adelmann-Schefold, *Burgen und Schlösser in Württemberg und Hohenzollern*, Frankfurt 1959, S. 27. – <sup>12</sup> Stammtafel der Freiherren von Dachenhausen, 5 Blätter, als Manuskript gedruckt. Stuttgart, Landesbibliothek (Allg. Gesch. 4<sup>o</sup> 576). – <sup>13</sup> Neues Württembergisches Dienerbuch, bearbeitet von Walter Pfeilsticker, Stuttgart 1959 ff. – <sup>14</sup> Ausführlich bei Kneschke, Neues Allg. Deutsches Adelslexikon, Bd. VI, 1930, S. 149. – <sup>15</sup> Geschlechtsbeschreibung der Schilling von Cannstatt, Karlsruhe 1807. – <sup>16</sup> Ferner „Tübinger Blätter“ 19. Jahrg. S. 18 (Löffler). – <sup>17</sup> Link, Chronik von Gültlingen, um 1760, Handschrift in Gültlingen). – <sup>18</sup> Matthäus Heller starb 1573, sein Sohn ist am 6. Nov. 1575 als Kirchenrat anno aetatis 46 gestorben (Mitteilung von Prof. Dr. Rau). – <sup>19</sup> Mitteilung von Prof. Dr. Decker-Hauff. – <sup>20</sup> L. Balet, Schwäbische Glasmalerei, Stuttgart 1913. Aufnahmen Wildberg 1–8: A. Hermann u. Co., Stuttgart – Nagold 1–4: Markus Otto, Bissingen.

## So soll es seyn

# Nikolaus Friedrich von Thouret Baumeister des Klassizismus 1767 - 1845

Von Hans Gerber

Hofbaumeister von Thouret, dem Württemberg Blüte und Reife edler klassizistischer Baukunst verdankt, wurde vor zweihundert Jahren – am 2. Juni 1767 – im Ludwigsburger Barockschloß als Sohn eines herzoglichen Cammerdieners geboren. Sein Vater stammte aus der Franche-Comté, wo die Wirtemberger Besitz hatten, die Mutter aus dem urschwäbischen Plieningen auf den Fildern. Selbstbewußtsein, Vorwärtsdrängen, Feuergeist von der einen, bedachtsamer Handwerkersinn, Fleiß und Beständigkeit von der anderen Seite – hieraus erwuchs der „harmonisch hohe Geist“, den Schiller im Wallenstein-Prolog preist, der 1798 bei der Einweihung des von Thouret erbauten Weimarer Theaters zum erstenmal gesprochen wurde. Nach dem Zeugnis des Geheimen Rats von Goethe, auf dessen Betreiben Thouret mehrfach zum Weimarer Hof „auf Zeit entlehnt“ wurde, waren diese festlichen Verse ausdrücklich dem Württembergischen Hofbaumeister zugebracht:

Der scherzenden, der ernsten Maske Spiel,  
dem Ihr so oft ein willig Ohr und Auge  
geliehen, die weiche Seele hingegeben,  
vereint uns aufs neu in diesem Saal –  
und sieh! er hat sich neu verjüngt, ihn hat  
die Kunst zum heitern Tempel ausgeschmückt,  
und ein harmonisch hoher Geist spricht uns  
aus dieser edlen Säulenordnung an  
und regt den Geist zu festlichen Gefühlen.

### *Der Olympier*

Werke, aus denen uns ein harmonisch hoher Geist anspricht – lassen sie auf einen „Olympier“ als ihren Urheber schließen? Sicherlich nur dann, wenn man das gängige Klischee fallen läßt, das ihn zu einem ständig von wonnevoller Ruhe erfüllten Wesen verfälscht. Thouret gleicht nicht diesem Lesebuch-Phantom. Sind die biographischen Belege auch spärlich, so zeigen sie uns doch einen Olympier ganz anderer Art: eine aus Licht und Dunkel geschaffene gewaltige Doppelnatur, die im Gleichgewicht zu halten dem Hofbaumeister von Thouret ein Leben lang zu schaffen machte. Unablässig arbeitete er an sich selbst

wie ein Bildhauer an seinem Bossen. So schuf er aus sich jenen „noblen Puritaner“, wie ihn treffend Dr. Biedrzynski in einer Betrachtung anlässlich der zweihundertsten Wiederkehr des Geburtstages genannt hat. Hier heißt es eingangs:

„Wir besitzen vom Hofbaumeister des ersten württembergischen Königs ein Selbstbildnis, das um 1830 datiert wird. Damals war Thouret schon dreiundsechzig Jahre alt. Er hat sich offensichtlich jünger gemalt und wohl auch verschönt. In einer zeitgenössischen Karikatur erscheint der Kopf dickschädlicher, das Gesicht vierschrotiger. Aber gerade so, wie er sich selbst sah und gesehen sein wollte, teilt er uns viel von Art und Wesen mit. Er weiß, was er will, scheint jedoch auch zu wissen, was sich ziemt. Die biographischen Quellen bestätigen seine Anpassungsfähigkeit im Hofdienst. Die helle Stirn, die klugen Augen, die längliche Nase, die noch vollen Lippen zeugen von Ebenmaß und bekunden einen Menschen, der Sinn für Proportionen hat. Er ist selbstbewußt ohne Anmaßung. Verdruß, Schmerz, Enttäuschung werden verschwiegen. Von Zeit und Mode her gesehen ist das kein Porträt des Ancien régime mehr – betont wird nicht angeborener Stand, sondern eigener Rang. Es fehlt jede Drapierung und Allüre. Auch vom Sturm und Drang ist nichts zu spüren. Im Gehrock mit weißem Schalkragen und schwarzer Schleife sehen wir einen nobilitierten Bürger vor uns, ohne revolutionäre Ambitionen, einen gepflegten Puritaner, der barocken Pomp verachtet und doch vornehm wirkt. Alles, was er gebaut und dekoriert hat, offenbart die Identität von Person und Werk. Das ist das klassische Bildnis eines Klassizisten.“

Schmeichelt dieses Bild? Es zeigt einen Mann im Gleichgewicht mit sich selbst. Betont ist die eine – die helle, die weltzugewandte Seite seines Wesens, unübersehbar aber bleibt die andere, die dunkle. Sie schattete tiefer, als Mißtrauen, Eifersucht, Grimm und Groll reichten, von denen er immer wieder fortgerissen wurde: es waren innere Bedrängnisse, tiefe Verstimmungen, die ihn mitunter überwältigten und dazu brachten, eine Mauer von Schweigen über Zeiträume



Nikolaus Friedrich von Thouret. Selbstporträt im Württ. Landesmuseum

hinweg aufzurichten, deren Länge für diejenigen, die mit ihm zu tun hatten, jedes erklärbare Maß überstieg. Dies führte 1830 zum Bruch mit Goethe, der eine überlange Nichtansprechbarkeit Thourets – er hatte mehrere Eilposten, die von Weimar nach Stuttgart gelangten, unbeantwortet gelassen – schließlich auch mit Schweigen, und zwar mit endgültigem, quittierte. Dieser Schlag, den Thouret im nachhinein verzweifelt ungeschehen zu machen suchte, traf ihn tiefer als die übrigen Leiden und Enttäuschungen seines Lebens – durch Versagen gegenüber Schicksalsschlägen, die ihm gerade damals hart zusetzten, hatte er den unvergleichlichen Freund und

Förderer verloren. Dennoch hat der Lichtstrahl, der durch Goethe auf den württembergischen Maler und Hofarchitekten Nikolaus Friedrich von Thouret gefallen ist, dessen Namen unverwundlich gemacht.

#### *Lebensstufen*

Die Stationen seines arbeitsreichen Lebens sind rasch aufgezählt. Als Zwölfjähriger wird er in die Militärakademie des Herzogs Karl Eugen aufgenommen, die – später „Karls Hohe Schule“ genannt – dem Land viele bedeutende Männer gegeben hat. Nach neun Jahren wird er als Hofmaler entlassen und zur wei-

teren Ausbildung zunächst nach Paris, dann nach Rom geschickt. In Paris erlebt er die „grandiosen Erscheinungen des ersten Revolutionssturmes“, in Rom die eigene Hinwendung von der Malerei zur Baukunst. Dort, angesichts antiker Ausdruckskraft, studiert er bei dem um nur ein Jahr älteren Karlsruher Architekten Weinbrenner, der später durch die Formung seiner Heimatstadt zu einer Residenz klassizistischer Prägung berühmt wurde. 1796 nach Württemberg zurückgerufen, arbeitet er zunächst als Innenarchitekt im Lustschloß Hohenheim, dann in der Favorite bei Ludwigsburg. In diese Zeit fällt auch die Wiederherstellung des abgebrannten Weimarer Schlosses und ein lebhafter Briefwechsel mit Goethe. 1799 von Friedrich I., dem ersten König von Württemberg, zum Wirklichen Hofarchitekten ernannt und später geadelt, eröffnet sich ihm ein großes Wirkungsfeld: Er ist nun der richtungweisende Baumeister nicht nur des Hofes, sondern des Landes und wird damit zum obersten Kunstrichter über die Formenwelt vom Stadtbauplan bis zum Gebrauchsmöbel, ja bis zur Kleidermode. Zahlreiche Bauten von nobler Klassizität entstehen aus eigener Hand, unabsehbar viele beeinflusst er mit Bauvorschriften und Gutachten. Durch Lehre und Vorbild zeigt er, daß in der Baukunst nicht die Masse, sondern das Maß, nicht die Materie, sondern der Geist gilt. Den engen Verhältnissen setzt er Größe der Gesinnung, der äußeren Armut inneren Reichtum entgegen. Als er 1845 hochbetagt stirbt, widmet ihm der „Schwäbische Merkur“ einen Nachruf, der den Dank nicht nur der gebildeten, sondern aller Stände lebhaft zum Ausdruck bringt. Abschließend heißt es hier:

„Schaffende Tätigkeit war sein Element. Als Baumeister von solidem Geschmack lebt er in seinen Bauwerken fort. Aber am volkstümlichsten wurde Thouret als improvisierender dekorativer Architekt, der ungezählte Jagd- und Festarbeiten besorgte. So hat er im Verlaufe vieler Jahre für das landwirtschaftliche Fest in Cannstatt die heiter aufragende Fruchtsäule gestaltet. Sie entstand nie nach Plan und Zeichnung, sondern – mit Rücksicht auf den wechselnden Segen des Jahres – in den mannigfachsten Variationen nach augenblicklicher Eingebung durch Zuruf an die Gehilfen. Der Gedanke wurde rasch zur Tat, und die Einstimmung der Buntheit zur lachenden Harmonie war ein Resultat seines lebensfrohen Blickes. Als Mensch war Thouret sehr mitteilbar, im Gespräch über sein Fach unterrichtend, im geselligen Leben offen und beredt. Eine eigene Kunstheiterkeit, ein geläuterter Humor umschwebte sein Wesen, und auch als Erzähler war er Plastiker.“

### *Die geschichtliche Leistung*

Der liebenswürdige Bericht von 1845 wird mehr dem persönlichen Charme als der geschichtlichen Größe Thourets gerecht. Eine in die Tiefe dringende Würdigung seiner Lebensarbeit findet sich erst in dem verdienstvollen Werk des vor einigen Jahren in Stuttgart gestorbenen städtischen Oberbau Rates Dr. Paul Faerber „Nikolaus Friedrich von Thouret“. Dieses umfassende, reichbebilderte, mühsam zusammengetragene und mit großer Sachkenntnis trefflich geschriebene Buch erschien 1949 im W. Kohlhammer Verlag Stuttgart. Leider ist es seit langem vergriffen. Die Ermöglichung einer Neuauflage, vielleicht in gestraffter Form, würde unserem Land und den Städten, für die Thouret gewirkt hat, wohl anstehen. Während Schinkel in Berlin und Weinbrenner in Karlsruhe noch heute allgemein bekannt und hochgeachtet sind, ist der Name Thouret hierzulande weithin vergessen. Er verdient es aber, mit den großen deutschen Architekten des Klassizismus in einem Atem genannt zu werden. Nicht nur eine Dankesschuld gilt es abzutragen, sondern den lautereren, im Einfachen noblen Geist des bedeutenden württembergischen Baumeisters lebendig zu erhalten.

Haben auch nur wenige seiner Bauten die Zeit – vor allem die Verheerungen des zweiten Weltkrieges – überdauert, so ist doch sein geschichtliches Verdienst unvergänglich. Paul Faerber sagt hierzu: „Vor allem war Thouret der künstlerische Begleiter seines Königs Friedrich I. von Württemberg. Diesem großen Fürsten hat er in treuen Diensten die Bauwerke geschaffen, die beim Aufstieg des Landes vom Herzogtum zum Königreich notwendig wurden. Neu ist die völlige Durchdringung des architektonischen Gestaltens mit der von hohem Verantwortungsgefühl seinem Volke gegenüber getragenen Staatsidee des ersten Königs von Württemberg. Nach der Verspieltheit des Barocks findet sich ganz unvermittelt eine der Strenge und dem Pathos des französischen Empire verwandte Architektur von einer rassigen Schönheit, die manchmal fast etwas Fröstelndes hat. Gemütliche Weichheit waren nicht König Friedrichs Art. Wer die Geschichte kennt, weiß, wie hart er zugreifen konnte. So ist auch Thourets Architektur meist ernst und streng. Seine Innenräume dagegen sind erfüllt von einer vornehm heiteren Musikalität. Seine Raumkunst erhebt sich allmählich zur abgeklärten Schönheit reiner Form. Im ganzen hat Thouret dem Staat Friedrich I. den künstlerischen Ausdruck gegeben und sich und dem Land damit ein Denkmal gesetzt. Ein Werk, das mit so viel Anstand und nie zu verkennender, ja

immer wieder überraschender Eigenart geschaffen und zur künstlerischen Formel seiner Zeit wurde, wird unvergessen und vorbildlich bleiben.“ Das hohe Lob, das hier im besonderen der Raumkunst gilt, besteht sicherlich zu Recht: im Ausgestalten von Innenräumen, mehr noch von Raumfolgen, erreichte von Thouret in der von ihm geschaffenen reichen Formensprache vollendete Meisterschaft. Das Buch von Dr. Faerber bringt auf vielen Bildtafeln wundervolle Proben aus zahlreichen Schlössern, vor



Thouret, Schiller; Skizze um 1792

allem aus denen in Ludwigsburg und Stuttgart. Ein Blick in das Innere der großbürgerlichen Wohnbauten, die Thouret in beachtlicher Zahl selbst errichtet oder maßgebend beeinflusst hat, öffnet sich uns dort leider nicht, weil Abbildungen offenbar nicht mehr zu finden waren.

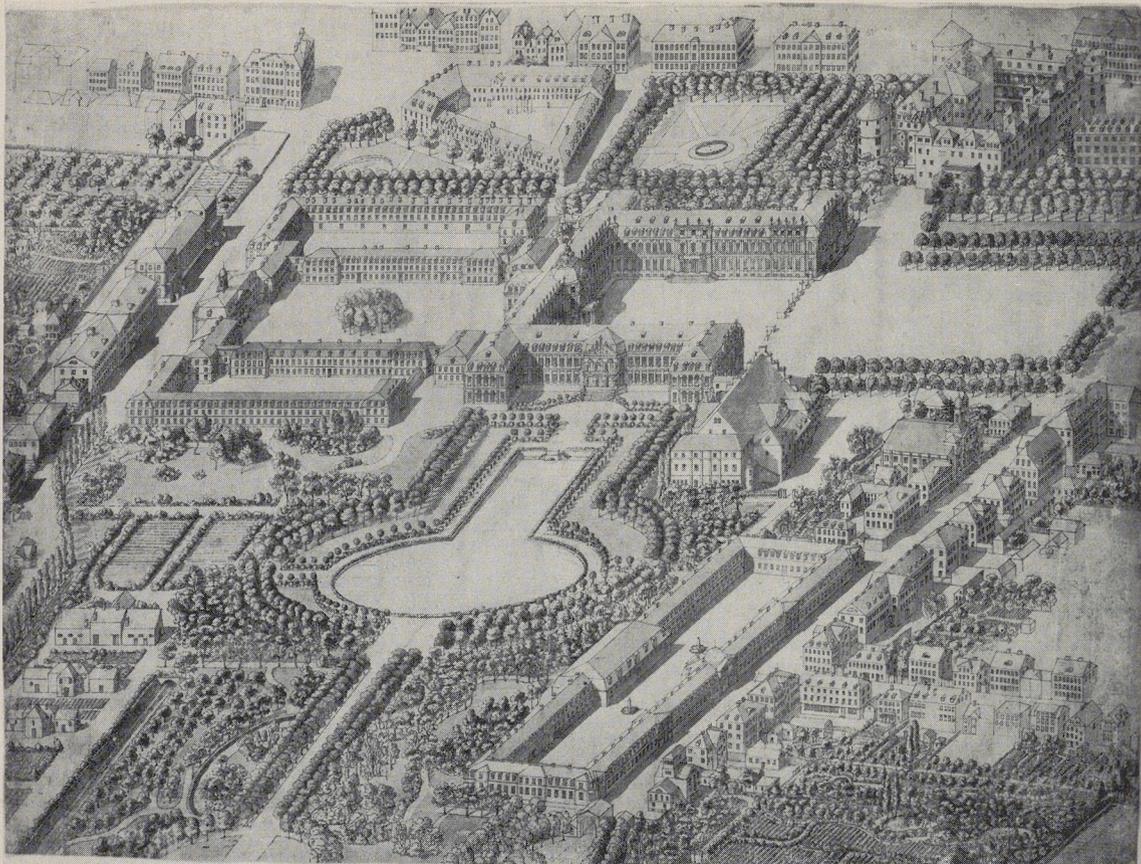
Hier auch nur die wichtigsten Schloßräume zu beschreiben würde zu weit führen. Angemerkt sei nur, daß jeder Raum, den Thouret gestaltet hat, eine besondere Stimmung erweckt. So ist die Raumfolge im Südflügel des Ludwigsburger Schlosses, im bevorzugten corps de logis also, vortrefflich eingestimmt auf eine Anweisung Goethes, die dieser für den Ausbau des Weimarer Schlosses gegeben hatte: Es müsse sich die Wirkung von den ersten Zimmern angefangen langsam bis ins Prachtige steigern, um dann ins Angenehme der Wohnzimmer abzuklingen. Aus dem Anständigen des Vorsaales komme man in das Würdige des Vorzimmers, dann in das Prachtige des Audienzraumes. Das darauffolgende Zimmer sei heiter und doch prächtig zu einer inneren Conversation anzulegen. Dann solle der Übergang ins Stille und Intime der Wohn- und Schlafzimmer folgen, an die sich die daranstoßenden Cabinette und die Bibliothek mannigfaltig zierlich und mit Anstand vergnüglich zu reihen hätten. Thouret konnte in Ludwigsburg diese reiche Skala nicht ganz, wohl aber in der Hauptsache verwirklichen. Er tat dies mit bewundernswerter Virtuosität, die aus Begabung und enormem Fleiße entsprang.

#### *Was blieb*

Die zahlreichen Bürgerbauten in reinem klassizistischem Stil, mit denen Thouret vor allem die aufblühende Landeshauptstadt schmückte, sind untergegangen, davon im zweiten Weltkrieg der feingliedrige Basar an der oberen Königstraße, der edle Thurn- und Taxis-Bau am Alten Postplatz und das in seiner Schlichtheit schöne Katharinenhospital. Heute erinnern im Stuttgarter Stadtbild außer dem Cannstatter Kursaal und der Uhlandschen Apotheke am Wilhelmsplatz nur noch einige Denkmäler unmittelbar an die plastisch gestaltende Hand des großen Baumeisters, so der Löwenbrunnen hinter dem Neuen Schloß und der Sockel zum Schillerdenkmal, dazu der Brunnen am Wilhelmsplatz, ferner ein Brunnen, der früher den Alten Postplatz zierte und neuer Verwendung harret, schließlich einige trotz Verwitterung eindrucksvolle Grabdenkmale auf dem Hoppenlauer-Friedhof. Hinzu kommt in Ludwigsburg der kraftvolle Brunnen im Schloßhof. Der Cannstatter Kursaal



Brunnen von Thouret im Hof der Akademie. Zeichnung von Ernst Dobler



Der Bereich des Residenzbauplans in Stuttgart nach seiner Durchführung etwa 1830. Isometrische Zeichnung von Thouret im Stadtarchiv Stuttgart

und die Thermen von Wildbad stehen bis heute. Die schönsten Räume aber, welche überdauerten, finden sich hierzulande im Ludwigsburger Schloß, dazu ein einziger erneuerter Vorraum im Stuttgarter Neuen Schloß. Der Menge nach wahrlich eine geringe Ausbeute, von der dazu einiges – so die Uhlandsche Apotheke – offenbar unvermeidlichem Untergang entgegenseht.

#### *Der Städtebauer*

Umfassender und nachhaltiger hat der Hofarchitekt von Thouret jedoch als Städteplaner gewirkt. „Es war eine Art Renaissance, welche unter Friedrich I. die Stadt Stuttgart erlebte, die in wenigen Jahren ihr Aussehen und ihre Haltung von Grund aus veränderte.“ 1806/07 entsteht unter Thourets Leitung der Residenzbauplan für die weitere Umgebung des

Residenzschlosses; 1808/09 baut Thouret die künftige Charlottenstraße, den Ansatz der späteren Schloßstraße, dazu die Kronen- und Friedrichstraße als Teil der von ihm konzipierten Friedrichsvorstadt, die, sichtlich am Pariser Modell – in Liliputausgabe – orientiert, als zeitbedingte Schöpfung längst, vor allem nach dem zweiten Weltkrieg, neuen Erfordernissen angepaßt werden mußte. Damals aber wirkten die städtebaulichen Maßnahmen geradezu befreiend. „Stuttgart in seiner von Bergen umschlossenen Gegend ist nicht groß, aber freundlicher und hübscher als München“ bemerkte 1808 der bedeutende Landschaftsgestalter Fürst Pückler von Muskau und der berühmte Dichter Matthison schrieb: „Friedrich der Erste vergrößerte die Hauptstadt, indem er sie zugleich verschönte.“ Dazu die Stimme eines unbekanntenen Stuttgarter Zeitgenossen: „Der große Graben ist herrlich, die Königstraße prächtig! Wahrlich, wer

Stuttgart seit vier Jahren nicht mehr gesehen hat, wird es kaum wiedererkennen. Kommt er vollends von der Nordseite her, und sieht er nun von oben von der Galgensteige herab an der Stelle spärlicher Kartoffelfelder und ehemaliger Sümpfe den kaum übersehbaren holdseligen Feengarten der neuen Anlagen, der auf lauter Inseln zu schwimmen scheint, und schaut dann durch den stolzen, schön gewölbten Bogen des schlanken Königstores in die ihm ganz unbekannteschnurgrade Königstraße mit ihren neuen Häusern und der unabsehbaren Fassade des wirklich in seiner Größe ungeheuren Stallgebäudes, er würde in Wahrheit in eine ihm ganz unbekanntes Stadt zu blicken wähnen, wenn ihm nicht die alten wohlbekanntes Berge zuriefen, daß hier doch noch das alte Stuttgart sei!“

Abschluß und Höhepunkt der städtebaulichen Arbeiten bildete der „auf Allerhöchsten Befehl von dem Professor N. Thouret entworfene General Plan über die Verschönerung und Vergrößerung der königlichen Residenz Stadt Stuttgart im Jan. 1818“. Er bedeutete einen Wendepunkt: „Das musische Element tritt von jetzt ab zurück. An die Stelle einer künstlerischen Durcharbeitung der städtebaulichen Gedanken, die Thourets Pläne als kleine Kunstwerke an sich charakterisierte, tritt eine mehr schematische ingenieurmäßige Planung. Die Erschließung neuer Flächen zur Gewinnung von Bauland tritt in den Vordergrund; damit beginnt der Zerfall der städtebaulichen Gestaltung, der sich in der Folge bis in unser Jahrhundert so verhängnisvoll ausgewirkt hat“ (Faerber). „Macht eben Bahn und Pfad, die Tale rings erhöhet, erniedrigt was hoch stehet, was krumm ist machet grad“ – dieser auf Jesaja 40, 4 fußende Gesangbuchvers ist so recht nach dem Sinn jener, wenn auch nicht unserer Zeit.

Kampf dem „Irregulaeren“ der alten Stadtanlage, das ist das Leitmotiv aller Sanierungs- und Neubauvorschläge. Der ausführliche Bericht Thourets zu diesem Plan von 1818 schließt mit den erschütternd prophetischen Worten: „Von Verbesserung und Verschönerung der alten Stadt kan jezt wohl nicht die Rede und ihre Möglichkeit nur die Folge eines großen Unglücks seyn, das jedoch bey all ihrer Ungereimtheit und verworrenen Anlage nie zu wünschen ist.“

Ebenso erstaunliche Vorausschau über das Schicksal einer Hauptstadt, die in Wandlung begriffen ist, beweist Goethe in seinem Alterswerk, dem zweiten Teil des Faust. Er läßt dort – im vierten Akt – Mephisto sagen:

„Ich suchte mir so eine Hauptstadt aus,  
Im Kerne Bürgernahrungsgraus,  
Krumm-enge Gäßchen, spitze Giebeln,

Beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;  
Fleischbänke, wo die Schmeißen hausen,  
Die fetten Braten anzuschmausen;  
Da findest du zu jeder Zeit  
Gewiß Gestank und Tätigkeit.  
Dann weite Plätze, breite Straßen,  
Vornehmen Schein sich anzumaßen;  
Und endlich, wo kein Tor beschränkt,  
Vorstädte grenzenlos verlängt.  
Da freut' ich mich an Rollekutschen,  
Am lärmigen Hin- und Widerrutschen,  
Am ewigen Hin- und Widerlaufen  
Zerstreuter Ameis-Wimmelhaufen.“

Ist das nicht Stuttgart in und ab jener Zeit, als Goethe dort weilte, um Thouret für Weimar zu gewinnen? Darüber Klarheit zu schaffen wäre eine Doktorarbeit wert. Unser Stuttgart im Faust enthalten – das wäre doch etwas! Wie freilich Mephisto über den Aufbau Stuttgarts nach den Zerstörungen des zweiten Weltkrieges denken mag, bleibt ungewiß.

#### *Ausklang*

1816 stirbt überraschend König Friedrich I. Eine neue Zeit, die Wetterleuchten vorausgeschickt hatte, beginnt mit dem Regierungsantritt Wilhelms I. Thouret muß 1818 als Hofbaumeister dem Florentiner Salucci weichen. Der Übergang vollzieht sich in ehrenhaften Formen: Thouret, schon zuvor geadelt und reich dekoriert, wird zum Professor einer neuen Kunstschule ernannt, die aber erst 1829 ins Leben tritt. Inzwischen gibt er Zeichenunterricht an der Realschule, baut als Privatarchitekt zahlreiche Wohnhäuser, fertigt städtebauliche Gutachten und errichtet die drei erwähnten öffentlichen Gebäude in Stuttgart, Cannstatt und Wildbad. Nach schwerem Leiden stirbt er am 17. 1. 1845 und wird auf dem Stuttgarter Fängelsbachfriedhof beerdigt. Um ihn trauern die Frau, zwei Söhne und die Tochter – mit ihnen ganz Württemberg.

Am lebenskräftigsten von allen Werken des Meisters haben sich bis heute die großzügigen Parkanlagen erwiesen, die Thouret vom Stuttgarter Neuen Schloß bis hin zum Neckar zog – unter Einschluß des ‚Kahlen Steins‘, der unter seinem Nachfolger Salucci zum Rosenstein wurde. Allein für diese großartige Schöpfung von bleibendem Wert verdient Thouret unseren beständigen Dank – er und sein immer drängender Bauherr König Friedrich I. von Württemberg, der mit klarer fester Schrift auch unter diesen Plan seines Hofbaumeisters die Worte setzte: „So soll es seyn“.

# Die Schlacht bei Salamis

Von Willy Baur

Als ich im heimischen Gymnasium vor dem ersten Weltkrieg neben anderen griechischen Geschichtszahlen auch die von der 480 v. Chr. geschlagenen Schlacht bei Salamis auswendig lernte, hätte ich mir nicht träumen lassen, daß dieses Ereignis auch in meinem Leben noch eine Rolle spielen würde. Ich kann nicht behaupten, daß mein inneres Verhältnis zur griechischen Antike damals besonders herzlich gewesen wäre, dafür war die öde, geradezu als Selbstzweck betriebene Grammatikfuchserie, neben welcher vom Geist der Antike kaum ein Hauch übrig blieb, zu uninteressant. Später bin ich dann über mancherlei Umwege doch zur griechischen Mythologie und zur altgriechischen Literatur gelangt und habe manche Stunde für ihr Studium verwendet. So war ich innerlich nicht ganz unvorbereitet, als mich der zweite Weltkrieg unversehens nach Athen und Salamis gespült hat. Ich erlitt dann auch prompt vor der griechischen Wirklichkeit denselben Schock wie alle anderen, deren Vorstellungen von Goethes oder Feuerbachs Iphigenie und den griechischen Klassikern mehr oder weniger geprägt waren. Der Gegensatz zwischen den Zeugnissen einer fernen klassischen Vergangenheit und den das Bild des Landes weitgehend bestimmenden jüngeren Kultur- oder Unkulturschichten ist nicht leicht zu überwinden. Ich habe jedenfalls Monate dazu gebraucht, um mich zwischen all den Ungereimtheiten zurechtzufinden.

Ein glücklicher Zufall hatte mich zum Stabe der Marine-Flakabteilung Salamis geführt, der auf der kleinen Insel Georgia vor Salamis lag. Der Kommandeur war eine Persönlichkeit von hervorragenden militärischen und menschlichen Eigenschaften, der nicht nur für die Truppe, sondern auch für die Bevölkerung seines Befehlsbereiches nach besten Kräften sorgte und für alle Nöte ein offenes Herz hatte. So bestand zwischen uns und der Zivilbevölkerung ein gutes Verhältnis. Ich habe unter diesen Umständen auf nächtlichen Fischfängen bei den Fischern, bei den Lagerfeuern der Hirten, in den kleinen Bauernhöfen und im Inselkloster Phanerumeni unvergeßliche Einblicke und Eindrücke von Griechenland und den Nachklängen seiner Vergangenheit gewonnen. Daß darüber die Denkzeichen des klassischen Altertums, aber auch des Mittelalters nicht übersehen, sondern unverlierbarer Besitz geworden sind, ist selbstverständlich.

Auf besondere Weise ist für mich aber auch die bekannte See- und Entscheidungsschlacht zwischen Griechen und Persern 480 v. Chr. bei Salamis bedeutsam geworden. Das kam so: beim Stabe des Admirals Ägäis in Athen stellten sich von Zeit zu Zeit hohe und höchste Herren aus Berlin ein. Für hohe militärische Gäste muß man nach alter Regel für eine entsprechend gute Unterhaltung

und Ablenkung sorgen, damit sie ihre Nase nicht allzusehr in Dinge stecken, die mit Recht oder Unrecht eine Kritik herausfordern. Im Bedarfsfall wurde deshalb bei solchen Prominenten das Interesse diskret auf Salamis und seine geschichtliche Bedeutung besonders für Marineleute hingelenkt, ein Dienstbesuch in Vorschlag gebracht und so brenzlige Situationen etwas entschärft. Nach stillem Übereinkommen war man bei uns in Salamis auf solche Besuche eingerichtet und hatte ein Standardprogramm mit Werftbesichtigung und Fahrten zu Paradebatterien und gut gelegenen Stützpunkten parat. So war alles in bester Ordnung, bis eines schönen Tages einer der hohen Besucher im Admiralsrang wohl zum Nachweis seiner gehobenen humanistischen Bildung von den Männern verschiedener Flakstellungen genauere Auskünfte über die einzelnen Örtlichkeiten und den Verlauf der berühmten Seeschlacht haben wollte. Damit waren unsere braven Lords natürlich überfordert und so erhielt der hohe Herr entweder gar keine oder nur sehr zweifelhafte und widersprüchliche Aussagen. Die Folge war einige Wochen später ein Diensts Schreiben von einer obskuren Abteilung der Seekriegsleitung über den Admiral Ägäis an unsere Abteilung mit einem scharfen Anpiff wegen der Unkenntnis unserer Männer über die Schlacht vor 2400 Jahren und dem offensichtlich ungenügenden Ausbildungsstand.

Das Schreiben ging zu einem Zeitpunkt ein, in dem die allgemeine Kriegslage, aber auch spezielle Nachschubprobleme unserem guten Chef genug Sorgen machten und löste bei dem sonst sehr humorvollen und beherrschten Mann eine Art Tobsuchtsanfall aus. Er fand dann seine Fassung wieder, als ich ihm den Entwurf eines Abteilungsbefehles vorlegte, in dem sämtliche historische Streitfragen über die Schlacht auf ironische Art gelöst und für die Zukunft entschieden wurden, und der dann auch unter allgemeinem verständnisvollem Schmunzeln bei allen Batterien und Stützpunkten in Umlauf gesetzt wurde.

Nicht lange danach fragte ein mir bekannter Sonderführer beim Soldatensender Athen bei mir an, ob ich ihm nicht für eine geplante heitere Sylvestersendung einen Beitrag geben könnte. Was konnte dafür geeigneter sein als die Schlachtengeschichte! So entstand in einer vergnügten Stunde ein prachtvolles Gedicht mit dem erregenden Anfang:

Seit alter Zeit ist ungewiß,  
Wo war die Schlacht bei Salamis?  
Zwar, daß sie bei der Insel war  
Ist ohne weiteres jedem klar,  
Doch der Gelehrten Gründlichkeit

Forscht eifrig schon seit alter Zeit,  
Wo standen der Griechen, der Perser Schiffe?  
Auf welchem steilen Felsenriffe  
Stand des Großkönigs goldener Thron?  
Seit den ältesten Tagen schon  
Gab es Dutzende von Schriften zu lesen,  
Daß die Sache so oder so gewesen . . . usw.

Es war nun im gleichen Stil berichtet, daß alle Streitfragen durch Abteilungsbefehl für alle Zeiten entschieden seien und wer es nicht glaube, drei Tage Bau bekomme.

Die Sache ging an Sylvester richtig über den Sender und erregte entsprechende Heiterkeit. Für mich kam aber nach einigen Tagen das dicke Ende in Form eines Fernschreibens, das mich im Dienstanzug an dem und dem Tag zum Admiral Ägäis zitierte. Dort erhielt ich aus erster Hand einen Anpuff, der sich gewaschen hatte und als besondere Anerkennung meiner der geziemenden Ehrfurcht ermangelnden Poetengabe drei Wochen Kamerarrest zudiktiert, abzubüßen bei meiner Abteilung auf Georgia. Bei meiner Rückkehr nahm mein Kommandeur meine Meldung mit mühsam beherrschter Dienstmiene entgegen, ließ sich aber nicht davon abhalten, am gleichen Abend an einem gewaltigen Umtrunk in der Messe teilzunehmen, den die Kameraden zu meinen Ehren, als des letzten Opfers der vor 2400 Jahren geschlagenen Seeschlacht bei Salamis veranstaltet haben.

Mit dem Abdruck der vorstehenden autobiographischen Skizze grüßen wir den verdienten Schatzmeister unseres Schwäbischen Heimatbundes, Bankdirektor i. R. Willy Baur in Hechingen, zur Vollendung seines 70. Lebensjahres am 9. August 1967. Er hat das verantwortungsvolle Amt des Schatzmeisters nach dem Tod von Notar Hans Auwärter übernommen und führt es seitdem mit überlegener Fachkenntnis und großer Gewissenhaftigkeit, wir haben allen Grund ihm dafür zu danken, daß er durch seine unermüdliche Tätigkeit jahraus jahrein die wirtschaftliche Grundlage für die Arbeit unseres Schwäbischen Heimatbundes schafft. Wir verbinden mit unserem Dank die aufrichtigsten Wünsche für seine Gesundheit und für weitere gute Jahre frohen Schaffens und die Hoffnung, daß er noch recht lange der unsere bleiben möge.

Willy Baur ist gebürtiger Sigmaringer. Nach dem Besuch des Gymnasiums wandte er sich dem Bankfach zu, lange Jahre war er Leiter der Filiale der Hohenzollerischen Landesbank in Hechingen. Die beiden Weltkriege hat Willy Baur als Marineoffizier mitgemacht. In englischer Kriegsgefangenschaft nach dem ersten Weltkrieg hat die Langeweile in ihm die „Lust zu fabulieren“ geweckt, der seine ersten Geschichten entsprungen sind. Nach der Heimkehr aus der Gefangenschaft hat er sich neben seiner Berufstätigkeit als Bankfachmann der Heimatkunde im weitesten Sinn gewidmet. Er hat sich mit Landschaft und Geschichte unseres schwäbischen Raumes beschäftigt, insbesondere haben es ihm Volkstum und Brauchtum angetan, auf diesem Gebiet ist er wie kaum ein anderer zuhause, ob es sich um Mundart oder Sprichwörter, um Lied oder Sage, um Flurnamen oder Ortsneckereien, um Trachtenwesen oder Volkstänze oder um bäuerliche Feste und Feiern handelt. In Wort und Schrift, in zahllosen Vorträgen landauf landab, in Rundfunksendungen und Zeitungsartikeln hat Willy Baur für vertieftes Verständnis von Heimat und Volkstum geworben, wobei es ihm keineswegs bloß darum geht, Allhergebrachtes zu bewahren, sondern die echten Wurzeln aufzuzeigen, aus denen der Mensch – auch wenn er noch so fortschrittlich denkt und handelt – letzten Endes seine Lebenskraft schöpft.

Aus der Feder von Willy Baur sind viele Volksstücke, Lust- und Hörspiele hervorgegangen, etwa „D' Paradehos“, „Der rote Dreispitz“, „Die Wallfahrt auf den Bussen“. Seine köstlichsten Erzählungen und Schwänke sind zusammengefaßt in „Geschichtla aus em Ländle“ (1965). Seiner Heimatstadt Hechingen hat er mit dem Bändchen „Auf Wiedersehen in Hechingen“ (1963) ein Denkmal gesetzt, wie er schon vor Jahrzehnten Landschaft, Geschichte und Kunstdenkmäler der Städte Hechingen (1935) und Sigmaringen (1936) beschrieben hat. Seinen Kunstsinn zeigt er in Darstellungen der Klöster Andechs (1963), Blaubeuren (1964) und Ottobeuren, der Burgen Hohenzollern (1966<sup>4</sup>) und Hohengundelfingen (1966). Auch an der Ausgestaltung von Heimatfesten hat er mitgewirkt, hat Heimatmuseen aufgebaut, mit heimatkundlichen Ausstellungen der Förderung des Heimatgedankens gedient. Möge Willy Baur uns noch manche Kostbarkeit aus dem reichen Schatz seines Wissens und seiner Heimatliebe schenken.

# Walter Grube 60 Jahre alt

Von Ernst Müller

Der Jubilar (Ministerpräsident Filbinger hat ihm in Würdigung des wissenschaftlichen Lebenswerkes am 5. Juli 1967, dem Geburtsdatum, den Professorentitel verliehen) ist einer breiteren Öffentlichkeit durch sein epochemachendes Werk „Der Stuttgarter Landtag 1457 bis 1957, von den Landständen zum demokratischen Parlament 1957“ bekannt geworden. Seit nun zehn Jahren ist die Landesgeschichte durch dieses Werk, das nur Vergangenes berichtet, zu einer Disziplin geworden, in der die Stände, der Landtag oder die Landschaft, wie sie noch im 19. Jahrhundert heißen, den Vorrang bekommen haben. Kein Geschichtsschreiber wird an den zahlreichen Ergebnissen vorbeigehen können, die durch Zitierung bisher unbekannter Landtagsquellen bekräftigt werden, die das Verhältnis von mitregierenden Landtagen und deren Ausschüssen zu den Fürsten verschiedenen Ranges und verschiedener Bedeutung erhellen können. Grube erwies sich mit dieser Veröffentlichung, für die er als erster den Schillerpreis der Stadt Marbach bekommen hat (1959), als ein Historiker aus der besten Schule, die letzten Endes auf Leopold von Ranke zurückgeht. Die geschichtliche Wahrheit zu finden, Legenden abzubauen, Persönlichkeiten gerecht zu beurteilen, waren seine obersten Richtpunkte bei der Darstellung eines so wichtigen Kapitels einer umfassenden Landesgeschichte.

Aus der Beschäftigung mit der Sonderentwicklung der württembergischen Landstände erwuchs eine kleine Abhandlung „Vogteien, Ämter, Landkreise Südwestdeutschlands“ (1960) und „Der Tübinger Vertrag vom 8. Juli 1514. Faximile-Ausgabe aus Anlaß der 450-Jahr-Feier der Errichtung des Tübinger Vertrags mit Transkription und geschichtlicher Würdigung“ (1964). Zur Entstehungsgeschichte der beiden genannten Abhandlungen sei gesagt, daß in ihnen ebenso wie in dem Hauptwerk über den Stuttgarter Landtag ausschließlich quellenkundliche Methoden angewendet wurden. Kein Satz, kein Urteil, das nicht mit einer Quelle begründet werden konnte. Mit diesen Veröffentlichungen ist der Historiker Grube – zahlreiche Abhandlungen in der Zeitschrift für geschichtliche Landeskunde variieren die Themen seiner Bücher – zu den besten Kennern der Verwaltung der württembergischen Grafen, Herzöge und Könige aufgerückt. Soviel ich sehe, sind seine Thesen, die er besonders über die Vorgänge und Verwaltungsgeschäfte in der Ulrichszeit und in der Zeit der österreichischen Okkupation gemacht

hat, bis jetzt von niemandem widerlegt worden. Dasselbe gilt auch von den Arbeiten über kirchengeschichtliche Themen der Stadt- und Dorfgeschichtsforschung. Wir denken dabei an die sehr diffizile Darstellung der politischen Verhältnisse in dem Gebiet des früheren Oberamts Kirchheim.

Walter Grube ist bei den Tübinger Germanen aktiv gewesen. Er hat aus Anlaß der Hundertfünfzig-Jahr-Feier der führenden und ältesten Burschenschaft die früheren Forschungen über die Geschichte der Germanen ergänzt und erneuert und durch Aufspüren bisher unbekannter Quellen gerade die hohe Zeit um 1848 neu beleuchtet. Die Burschenschaft bekam damals in Tübingen eine Führungsrolle und hat die bedeutendsten 48er-Demokraten in der Landespolitik gestellt.

Seine Ausbildung erhielt der Jubilar jedoch in der württembergischen Archivverwaltung. Im Jahre 1935 trat er vom wissenschaftlichen Bibliotheksdienst zurück und kam in den höheren Archividienst beim Staatsarchiv Ludwigsburg. Soviel wir hören, wird Grube seine Direktorsstelle in Ludwigsburg abgeben und als Nachfolger von Staatsarchivdirektor Max Müller in das Hauptstaatsarchiv nach Stuttgart einziehen. Nächste dem hochverdienten Karl Otto Müller ist heute Walter Grube derjenige Archivbeamte, der die meisten Kenntnisse über die weitverbreiteten Archivbestände besitzt. Von seinen Veröffentlichungen während 32jähriger Arbeit sind noch zu nennen: „Die ‚verschlossene Registratur‘ des altwürttembergischen Kirchenrats“ 1940 und „Das Archiv von Stadt und Amt Wildberg“ 1952. Aus seiner Arbeit in Ludwigsburg sind Quellen zur Familiengeschichte und zur Wirtschaftsgeschichte veröffentlicht worden. Die bislang vernachlässigten Riesenbestände des „Archivs des Schwäbischen Kreises“ sind von ihm in einer Fülle von Repertoiren erfaßt und zugänglich gemacht. Beauftragt ist der Jubilar dazu noch, die nur teilweise erfolgte Publikation der württembergischen Landtagsakten zu vollenden.

Unsere Zeitschrift ist Walter Grube zu besonderem Dank verpflichtet, betreut er doch als ständiger Mitarbeiter der Schriftleitung das Gebiet der Landesgeschichte, ebenso wie er seit langem dem Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes angehört und tatkräftig an der Verwirklichung der Ziele unseres Bundes mitarbeitet. Wir wünschen ihm noch viele Jahre besten Schaffens.

## Jugend in Stuttgart

*Wir drucken hier ein Kapitel aus den soeben bei Kohlhammer veröffentlichten Lebenserinnerungen des Obermedizinalrats Dr. Max Kohlhaas (1. 8. 1867 – 11. 1. 1952) ab und weisen unsere Leser nachdrücklich auf das in der Reihe Lebendige Vergangenheit als 3. Band erschienene Buch hin (brosch. DM 14.20, Leinen DM 16.80).*

Zu meinem frühesten Denken aus den Stuttgarter Jugendjahren gehörten die vielen Mäuse, die sich damals auch in sozusagen hochherrschaftlichen Wohnungen durchaus zu Hause fühlten. Mein Geburtshaus in der Alleenstraße 5 lag in dem erst nach Erbauung des Bahnhofs seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts besiedelten Viertel nördlich der Bahn, wo sich im Anschluß an die vornehmen Bauten der Friedrichstraße die diplomatischen Vertretungen in der Kronenstraße niedergelassen hatten. Württembergs souveräne Stellung, durch die Ehe des Königs Karl mit der Schwester des Zaren, der schönen Großfürstin Olga betont, kam zumal durch die Anwesenheit eines russischen Gesandten zum Ausdruck, der das Wappen mit dem Doppeladler, an offiziellen Tagen eine schwarz-gelb-weiße Fahne an seinem Hause zeigte; als ungewöhnliche Seltenheit war ein über den Gehsteig gebautes Wellblechvordach bestimmt, die Toiletten und Uniformen festlicher Gäste gegen schlechtes Wetter zu schützen. Später schlossen sich dort die Goethestraße mit ihren einheitlich durch Vorbauten italienischen Stils geschmückten Villen und ähnliche in den parkartigen Gärten am Hang des Kriegsbergs an. Im zweiten Weltkrieg ist diese ganze Pracht in ein wüstes Trümmerfeld verwandelt worden, in dem anstelle der Aristokratie der alten Residenz an den Zufahrtswegen zum neuen Hauptbahnhof (die Alleenstraße wurde nach 1945 nach den Geschwistern Scholl umbenannt) eine seltsame und nicht ungefährliche Unterwelt ihr Wesen treiben durfte und wo auch die Ratten, die im jahrzehntelangen Kampf des Fortschritts um die großstädtische Hygiene nahezu verdrängt gewesen waren, wieder angenehmere Verhältnisse fanden. So stellt der Achtzigjährige, der mit der Wandlung vom einstigen Württemberg über das Bismarckreich zu allen späteren Leidensstationen, auch den Weg von der behaglichen und engen alten Zeit in das stürmische moderne Treiben erlebt hat, trotz aller Bewunderung für die Errungenschaften des technischen Fortschritts mit Bedenken fest, wie wir es doch so herrlich weit gebracht\* . . .

\* Die Erinnerungen zeichnen das Bild von 1950, das abermals zwölf Jahre später kaum mehr vorstellbar war.

Noch in der Jugendzeit meines Vaters hatte die Residenzstadt eigentlich mit dem neuen Schloß aufgehört, an das sich der Schloßplatz als sandiger Exerzierplatz anschloß, und in meiner Kindheit waren die damaligen Außenviertel noch weithin mit grünen Flächen durchsetzt. So stieß mein Geburtshaus an den großen Garten des Hartmannschen Hauses (Friedrichstraße 14), wo einst der Dichter Lenau Herberge gefunden hatte, ehe er in geistiger Umnachtung in die Irrenanstalt verbracht werden mußte.

Als breiter Grünstreifen führten die „Anlagen“ – damals noch nicht durch die Ausdehnung des Bahnkörpers reduziert, der sich vielmehr vom alten Bahnhof ausgehend, auf bescheidene vier Gleislinien beschränkte – zum Rosenstein hinab, ein idealer Park für die Kutschen der vornehmen Welt des Hofes und für die Künste der Offiziere des Reiterregiments aus der benachbarten Kaserne, die man als Kind sehr bewunderte und die nur noch durch die Bärenmützen der „Feldjäger“, einer Leibtruppe aus den Zeiten des noch nicht gar lange verstorbenen Königs Wilhelm des Ersten, ausgestochen wurden.

Das Bild eines solchen Feldjägers, wie er als Tischgast meiner Eltern am Tag des Einzugs der siegreich aus Frankreich heimkehrenden Truppen seinen schweren Säbel in die Ecke stellte, steht ganz deutlich in der Erinnerung bewahrt, aus der so viele andere Kindheitseindrücke weggewischt sind; wie seine kriegerische Erscheinung hatten sich schon ein paar andere aus den Tagen des Auszugs 1870 und der Reichsgründung ins Gedächtnis des damals Dreijährigen eingegraben: deutlich das bunte Bild der ersten gefangenen Franzosen aus der Augustschlacht bei Wörth – wildaussehende Turkos, wirkliche Afrikaner, und Zuaven, die es diesen durch exotische Tracht an Furchtbarkeit gleich tun sollten; wir konnten sie auf der damaligen Eisenbahnbrücke über die untere Kronenstraße betrachten (sie wurde erst 1932 abgerissen), und an der Rampe beim Hauptzollgebäude in der Ludwigsburger Straße das Verladen unseres ersten Reiterregiments, wobei sich zu unserer Freude die Pferde äußerst störrisch zeigten. Dann ein Bild einer Siegesfeier – sicher war es die von Sedan, am 2. September 1870, als in den Weinbergen des noch unbebauten Stuttgarter Höhenkranzes überall jedes einzelne der kleinen Wengerterrüttchen mit Öl- oder Unschlitlämpchen illuminiert war; unser Vater führte uns Geschwister an den mit festlichen Inschriften erhellten Bahnhof

(heute Metropol-Kino), und jeder Bub kam sich ein bißchen vor wie der aus dem Gedicht des beliebten Hofpredigers Gerok, das fortan in allen Lesebüchern erschien: „Das war einmal ein Jubeltag: / Bei Sedan fiel der große Schlag! / Mac Mahon war ins Garn gegangen, / der Kaiser und sein Heer gefangen . . .“ und wie war uns Text und Melodie der „Wacht am Rhein“ ins empfängliche Gemüt übergegangen!

Später erst erfaßte das Bewußtsein auch die traurige Seite dieser glanzvollen Nachrichten, von der harten Abwehrschlacht vor Paris, in der die Stuttgarter Brigade bei den Dörfern Coeuilly und Champigny aushielt und blutete – vom Schicksal der hoffnungsvollen Söhne des Oberhofmarschalls Grafen Taube, die beide kriegsfreiwillig ins Jägerbataillon eingetreten waren und deren einer über der Leiche des anderen von der Todeskugel ereilt wurde; sie wurden auf dem Hoppenlau-Friedhof unweit der Gräber unserer Familie zur Ruhe gebracht, in dem stimmungsvollen Totenhain unserer Heimatstadt, der unter der Erbarmungslosigkeit des Luftkrieges nun auch so sehr gelitten hat.

Wenn meine frühesten Jugendtage so ganz unter den Eindrücken kriegerischer Ereignisse standen, die sich glücklicherweise damals fern von der Heimat abspielten, so berührten diese doch das Volk in seiner Gesamtheit längst nicht so unmittelbar wie die beiden wahrhaft totalen Kriege, die später unsere gesamte Existenz so sehr erschüttern sollten.

Eine allgemeine Wehrpflicht bestand im damaligen Königreich noch nicht; das Heer ergänzte sich zwar durch jährliche Aushebung, aber wer „gezogen“ wurde, konnte einen Ersatzmann stellen, wovon jeder Gebrauch machte, der einigermaßen die Mittel aufbringen konnte. Pech war es allerdings, wenn sich bei Eintritt des Ernstfalls der Ersatzmann drückte, und so wurde z. B. bei Ausbruch des 66er Krieges mein Onkel Emil Zoeppritz doch wieder herangeholt. Während er damals bei dem kurzen Kriegsverlauf nicht mehr ins Feuer kam, machte er den 70er Feldzug bis zum Ende mit; durch eine harte Lebensschule, er war als Junge gegen den Willen seines Vaters als Schiffsjunge zur See gegangen, wovon ihm nachher beim polytechnischen Studium bei seinen Altersgenossen der Kneipname „Seehund“ geblieben war, und mit seiner zähen Energie, die ihn als Mitgründer der Alpenvereins-Sektion Schwaben noch als Achtzigjährigen in die Bergwelt der Silvretta wandern ließ, war er den Kriegsstrapazen wohl gewachsen; ein Ausschnitt der Kriegsaufzeichnungen dieses ausgezeichneten Mannes zeigt, wie sehr auch damals der Alltag des soldatischen Erlebens weit mehr von den wich-

tigen Fragen des Magens, des Quartiers und des Wetters als von strahlenden Ruhmestaten bestimmt war. Daß im heimischen Bürgertum die Freude am Kriegshandwerk und Soldatenstand keineswegs mit der gleichen Selbstverständlichkeit gepflegt war wie in Preußen, lag sowohl in der ganzen politischen Vergangenheit und nicht zuletzt im Fehlen eines ausgesprochenen Schwertadels begründet – doch alle Stände nahmen unterschiedslos aus ganzem Herzen an dem Jubel teil, mit dem die siegreich Heimkehrenden am 15. Juni 1871 begrüßt wurden.

Am Tübinger Tor war ein Triumphbogen errichtet mit der Inschrift: „Die Ihr geschlagen Frankreichs Heere, / gerettet unsre deutsche Ehre – / Euch Helden von der Marne Strand / bringt seinen Dank das Vaterland . . .“

Am andern Tag großer Festzug von Gruppen der Gewerbe, den ich aus der Wohnung meiner kurz zuvor verstorbenen Großmutter Kohlhaas (geb. Heuglin) in der Königstraße 17 betrachten durfte, wobei ich im eifrigen Winken ein Taschentuch aus dem Fenster fallen ließ. Unter ungeheurem Jubel zog der Kronprinz von Preußen, nun der Erbe und die Hoffnung der deutschen Zukunft, in Schwabens Hauptstadt ein – noch deutlicher steht mir seine reckenhafte Erscheinung vor Augen, als er mit seinem Vater, dem alten Kaiser, im Jahre 1876 Stuttgart besuchte, mit ihnen auch der berühmte „rote Prinz“, Friedrich Karl von Preußen in seiner Husaren-Uniform. Tagelang zogen wir Schüler damals immer wieder vors Schloß, um immer aufs neue Hurra zu rufen oder gar ein Lächeln des freundlichen alten Kaisers zu gewinnen, das man möglichst auf sich persönlich bezog. Besonders in Erinnerung blieb mir der Festschmuck der österreichischen Gesandtschaft am Hause Wilhelmstraße 12 (später Möhrlein), ein Zeichen, wie sich aus dem langen Kampf um die Vorherrschaft wieder eine bewußte Pflege deutschen Zusammengehörens entwickelte, die unserem Südwesten ohnedies ebenso selbstverständlich galt.

Hier lebte der Reichsgedanke noch im Nachklang der Stauerzeit, und der Begriff der Reichssturmflagge war mit dem nahen Markgröningen verbunden, dem Ort der Herkunft der Familie Kohlhaas, zu dem man, wie nach Ludwigsburg, mit dem Vater am Sonntag zu Fuß auf staubigen Landstraßen pilgerte. Bis 1866 wurde überwiegend Österreich, das unsere Heimat so oft, wenn auch nicht immer erfolgreich, gegen Einbruch und Brandschatzung verteidigt hatte, als legitimer Hort dieser Überlieferung angesehen. Die für die heutige Generation kaum mehr verständliche Verbundenheit mit einem fürstlichen Hause, das persön-

liche Mitfühlen mit seinem Unglück, sprach sich bestimmend bei meiner Namensgebung aus, als ich im Jahr 1867 zur Welt kam, kurz nachdem der habsburgische Kaiserbruder Maximilian bei seinem abenteuerlichen Zug nach der mexikanischen Krone durch die Juaristen erschossen worden war. Daß Republikaner, Halb-Indianer, an einem Sohn des Erzhauses ohne Gnade ihr Standrecht vollstrecken konnten, war für die Begriffe der damaligen Welt etwas geradezu Unvorstellbares, und die Tragödie von Queretaro hat die Gemüter noch lange beschäftigt; sie ist nicht die einzige in diesen Häusern von Gottes Gnaden geblieben.

Gegen manche Eigenschaft des nach 1870 gebieterisch auch im Süden sich eindringenden Preußentums hat sich mein Vater lebenslang mit großen Vorbehalten gestemmt, und doch waren wir alle damals stolz auf unser geeintes neues Reich und seinen Gründer; mit welcher Freude brachte ich 1876 beim Abschluß der damaligen Hayer'schen Elementarschule als Preis ein Büchlein nach Hause, das die Ruhmestaten des 70er Krieges und auf dem Titelblatt in bunten Farben schilderte, wie Napoleon dem siegreichen Preußenkönig seinen Degen übergab (ein Vorgang, von dem man später lernte, daß er sich, wie so manche romantische Situation, doch nicht gerade so abgespielt habe).

Die einzigen Schatten über dieser glücklichen Zeit kamen von einigen Lehrern, die uns und damit auch unsern Eltern manchen Kummer machten, da sich erst später ihre Geisteskrankheit herausstellte, als der eine in eine Irrenanstalt kam und der andere sich wegen verschmähter Liebe den Hals abschnitt. So lernten wir früh die Problematik geistiger Defekte bei Trägern unumschränkter Machtstellungen kennen. Unsere übrigen Schuljahre verliefen unter guten Lehrern recht angenehm, abgesehen von kleineren Zusammenstößen, die nicht lange nachgetragen wurden.

Die Eltern waren, da ein Umzug zu jener Zeit kein gewaltiges Problem war und mit dem Heranwachsen der drei Kinder mehr Raum benötigt wurde, im Jahr 1873 zunächst in die Kronenstraße (Nr. 37) gezogen, eine Sackgasse, die wir mit den erst langsam zur Bebauung kommenden Bauplätzen ohne Gefahr für unsre Spiele benutzen konnten, während man heute in ständiger Sorge sein muß, wenn sich die Enkel in den verkehrsreichen Straßen bewegen. Zu dem, damals einzigen, Eberhard-Ludwig-Gymnasium in der Gymnasiumstraße hatten wir einen ungefährlichen Schulweg. Später, als der Vater in die Nähe des neuen Justizgebäudes in die Uhlandstraße Nr. 15 B umzog – die einzige Wohnstätte meiner Jugendjahre,

die aus dem Unheil der Hitlerzeit erhalten geblieben ist – wurden mein Bruder und ich bei der Aufteilung nach Wohngegenden der Schülergruppe dem 1881 neugegründeten Karlsruhgymnasium zugewiesen, zwischen Tübinger und Furtbachstraße, das seither schon die dritte Generation unserer Familie gesehen hat. Nur wurde zu meiner Zeit dem Auswendiglernen griechischer Verse eine weit größere Bedeutung zugemessen, und ich habe an dieser Stärkung des Gedächtnisses nicht schwer getragen.

Die markanteste stadtbekannteste Figur unserer Schulpotenzen war der Mathematiklehrer Löckle, dem von seinem Fach eine gewisse besondere Trockenheit anhaftete. Einmal versprach er in einer seltenen Anwendung guter Laune, uns einen „Schwank aus seinem Leben“ zu erzählen – wir lauschten gespannt, doch die Pointe war nur, daß er auf einer Reise inmitten der Naturschönheiten des Gotthard seinen Reisegegnossen ohne Hilfsmittel die Meereshöhe errechnen konnte, weil er seine Logarithmentafel auswendig im Kopf hatte. Noch in späte Jahre verfolgte mich seine Erinnerung, wenn ich ihn als alten Herrn auf die Straßenbahn warten und, um den Schaffner ganz gewiß zum Halten zu bestimmen, als Signal seinen Regenschirm aufspannen sah!

Als besonderer Eindruck meiner Jugendjahre ist mir der Winter 1879/80 als der kälteste, den ich je erlebte, in Erinnerung. Man konnte in Stuttgart drei Monate lang ununterbrochen auf dem Feuersee Schlittschuh fahren. Der Neckar war lange Zeit fest zugefroren. Vom Eintrittsgeld der Schlittschuhbahn auf dem Feuersee wurde der Ruhepunkt auf der Wendeplatte über dem Westbahnhof erbaut. Wir haben manchen Fünfer oder Zehner dazu beigetragen; zweimal in der Woche war Musik, da kostete der Eintritt sogar 20 Pfennig für den guten Zweck der städtischen Verschönerung. Die kälteste Nacht war die vom 8. auf 9. Dezember 1879, in der der am Marienplatz aufgestellte Bretterzirkus Herzog abbrannte und dabei zwei Stallknechte ums Leben kamen. Als wir morgens bei 23° Reaumur in die Schule zogen, stürzten noch die von dem Brand rasend gewordenen Pferde des Zirkus in den Straßen einher.

Wie im Winter das Schlittschuhlaufen, so war im Sommer das Schwimmen im Neckar ein förderlicher Sport; man marschierte natürlich zu Fuß durch die Anlagen nach Cannstatt und zurück und sparte die Kosten der durch die Neckarstraße trabenden Pferdebahn. Auch im Rudern eigneten wir uns einige Fertigkeit an, obwohl es uns wegen der schlechten Boote und vieler Zusammenstöße unkundiger Fahrer von der Mutter streng verboten und auf dem damals noch

nicht regulierten Fluß auch tatsächlich nicht ungefährlich war. Doch gerade das Verbotene übt ja bekanntlich stets eine besondere Anziehungskraft aus.

Die große Volksbelustigung des Jahres, zu der man nur bei vorherigem besonderen Wohlverhalten mitgenommen wurde, war das herbstliche Fest auf dem Cannstatter Wasen; damals trug es, nach dem Sinn seiner Einrichtung durch König Wilhelm I., noch ganz den Charakter einer landwirtschaftlichen Leistungsschau, und aus der Bewirtung der Teilnehmer entwickelte sich erst nach und nach das „Volksfest“, das schließlich den ursprünglichen Zweck ganz zurückgedrängt hat. Während später 3, dann 5, heutzutage gar 10 Tage lang nur noch gefeiert und von Männlein und Weiblein bedenkenlos Geld für das „Vergnügen“ verputzt wird, beschränkte sich das Feiern damals eigentlich nur auf den einen Haupttag. Märchenschlösser und Berg- und Talbahnen fehlten oder waren mindestens sehr viel primitiver; damals bestaunte man für wesentlich billigeres Geld noch seltsame Naturwunder wie „Löwenmenschen“, natürlich auch Schlangenbändiger, Kraftakte und dergleichen, die noch durch Ausrufer und Plakate angepriesen wurden, deren eines mir in Erinnerung geblieben ist: „Aber hier in Cannstatts Mauern / wäre jeder zu bedauern, / der sie nicht gesehen hätte, / hier die schöne und die fette – / Miß Wanda und Miß Estrella, die Sterne Dalmatiens!“

Fett zu sein gehörte bei diesen Damen damals noch mehr zum Schönheitsideal; so erinnere ich mich noch aus meiner Studentezeit, daß eine „Dame mit dem besteigbaren Busen“ gezeigt wurde, über deren Brustwölbung ein Brett gelegt war, das erklettern durfte, wer dafür Geld auszugeben geneigt war. Heute werden derartige Reize, von deren Bewunderung Jugendliche nicht nur ausgeschlossen, sondern von vornherein durch ihre Erzieher ferngehalten waren, als Filmreklamen sogar an der einst so vornehm-exklusiven Marquardt-Ecke zur höheren Ausschmückung des Schloßplatzes für alt und jung in knalligen Farben ausgemalt.

Wichtige Ereignisse wie der Türkenkrieg 1877 wurden in Panoramen, wo Osman Pascha mit geschwungenem Degen auf die Russen losging, und besonders aufsehenerregende Morde auf Bildtafeln mit begleitenden „Moritaten“ und rührender Drehorgelmusik produziert und brachten dem Veranstalter ein schönes Geld ein. Die Tonart solcher Gedichte, die Vischer-Schartenmeyer in seinem Gesang vom Helfer Brehm meisterhaft getroffen hat und von denen sich nur wenige noch in Kommersbüchern erhalten haben, entsprach den beliebten von Haus zu Haus getragenen

„Münchener Bilderbogen“, an denen Meister wie Busch und Oberländer gearbeitet haben. Sie verkörperten als letzte Nachfahren die ursprüngliche Form der „Zeitung“ (d. i. der Nachricht überhaupt) als fliegendes Blatt und gaben zugleich deutlich wieder, was das Volk interessierte; allein über die Wandlung des Humors und Witzes bis heute ließe sich an Hand dieser Bilderbögen manche Betrachtung knüpfen. An Stelle des Cowboys und Gentleman-Verbrechers galt die stille Neigung des Publikums damals noch dem edlen Räuber der Abruzzes, wie man sich Fra Diavolo und Genossen vorstellte:

„In dem Gasthaus zur Eidechse / zeigt man heute um halb sechs / Don Rinaldo Rinaldini, / den Bandit von Strombolini . . .“

Ein andermal hieß es:

„Aber unsres Jahrmarkts Freuden / sollten Unterbrechung leiden / durch ein streitend Bauernpaar . . .“

– und auch das war häufig zu sehen. Die Landleute, damals am Volksfest noch fast ausnahmslos in ihren malerischen Trachten, die Männer im langen Schwenker und roter Sonntagsweste, die Frauen je nach der Gegend in hohen Bandhauben oder Mützchen, silbergesticktem mit Münzen geschmücktem Mieder und weiten Faltenröcken, die Mädchen mit bunten Schürzen und weißen Wollstrümpfen, alles natürlich selbstgestrickt und -genäht, boten zwar anfangs meist ein Bild selbstsicherer Ruhe, späterhin aber wurden die Gesichter röter, und wenn sie dann einer zu hänseln suchte – schon der Verdacht genügte der schwäbischen Empfindlichkeit – oder wenn die besorgte Frau nach Hause drängte, gab es Lärm. Das sind ja leider auch völlig versunkene und vergessene Bilder, wo unsere Heimat doch noch weit mehr ihr eigenes Wesen zur Schau trug.

Ganz ländlichen Charakter trugen die Ortschaften vor den Toren wie Gaisburg und Gablenberg, das man über die alte „Esslinger Steige“ an der Wagenburg noch zwischen Weinbergen erreichte, die sich damals weit in die Stadt herabzogen. Im Herbst war da ein buntes Treiben mit Feuerwerk, ein schöner Brauch, der in alten Stuttgarter Familien wie bei meinem Schwager Oskar Haidlen in seinem „Güttele“ auf der Gänsheide in gastfreier Form noch lange Jahre hochgehalten wurde. Nicht anders war es auf der gegenüberliegenden Talseite: wer hätte gedacht, daß am weitentlegenen Kochenhof, Weißenhof oder Burgholz auf einmal Wohnsiedlungen entstehen würden! In den Gassen der Altstadt gab es noch zahlreiche Küfereien, es wurde eifrig gekeltert und gemostet, auch andere Flüssigkeiten wurden in Fuhrwerken mit großen Tonnen abgefahren, lange ehe die

„Schlauchartillerie“ die städtische Entleerung mit Dampfkraft vollzog, bis dann auch sie und ihre gelbgestrichenen Behälter durch modernere Systeme abgelöst wurden. Eine Erinnerung an alte Zeiten des Ghetto bildete noch der Name der „Judengasse“, die dann in „Brennerstraße“ umgetauft wurde. Dagegen hat sich der Versuch, den Vorort Heselach durch den Namen „Karlsvorstadt“ zu zieren, auf die Dauer doch nicht durchgesetzt.

Da die Zusammenarbeit der Länder des neuen Bundesstaates meinen Vater in jenen Jahren mehrfach dienstlich in Berlin festhielt, war die Mutter mit uns Kindern oftmals in der Sommerfrische auf dem Land; ein Brauch, der sich damals erst einzubürgern begann: wir lebten in Lorch in der „Rose“ sehr einfach und übten unsere Marschfähigkeit auf schönen Wanderungen zu den Erinnerungsstätten der Staufengeschichte, die die jugendliche Vorstellungskraft anregten. Ein andermal waren wir in Königsbronn im Brenztal mit unserer Großmutter mütterlicherseits bei deren Sohn Carl Holtzmann, der dort am Hüttenwerk tätig war; im nahen Unterkochen lernten wir auch das ländliche Vergnügen des Kegelschiebens kennen, und unvergeßlich blieb mir die kernige Gestalt des katholischen Geistlichen, der jeden kräftigen Zielwurf mit lauten Anrufungen der Jungfrau Maria begleitete; sicherlich war der Mann, der mit der Beanspruchung solcher Fürbitte für kanonische Begriffe etwas weitgegangen sein mag, der rechte Hirt für sein Schäflein, die um so offener mit ihrem Leid zu ihm kamen, je herzhafter er auch bei ihren Freuden mitmachte.

In der altwürttembergischen Heimat, in der seit der Reformation ein gelegentlich recht starres Luthertum herrschte, war uns der Gegensatz der Konfessionen, der um jene Zeit im preußischen „Kulturkampf“ gipfelte und in der Karikatur des politisierenden Priesters durch Wilhelm Buschs „Pater Filucius“ seinen Ausdruck fand, kaum zu Bewußtsein gekommen. Der Einfluß des Zentrums, das sich auf die feste Glaubensdisziplin der seit der napoleonischen Ära dem Lande zugeschlagenen Gebiete stützte und gegenüber der zunehmenden Schwächung des Protestantismus schließlich die entscheidende Position im Lande errang, stand damals noch in den Anfängen. Ich habe als Arzt und zumal im Kriege manch hervorragenden Geistlichen beider Bekenntnisse achten gelernt; was ich beiderseits an Beispielen von Unduldsamkeit, manchmal sogar an Sterbebetten erlebte, möchte ich der allgemeinen Unzulänglichkeit menschlicher Einrichtungen zuschreiben.

Die philosophische Richtung meiner Zeit war von

dem eben aufgegangenen Gestirn Friedrich Nietzsches bestimmt, über dessen Sätze z. B. mein jüngerer Bruder in seiner Universitätszeit nächtelang mit Freunden debattieren konnte; am naturwissenschaftlichen Weltbild rüttelten die Lehren Ernst Haeckels – mir hat als Erwachsenen die Berufsaufgabe praktischer Hilfsbereitschaft glücklicherweise nicht allzuviel Zeit für die theoretische Seite unserer Daseinsbestimmung gelassen.

Ein anderer Gegensatz, mit dessen angeblich historischem Ursprung in meinen alten Tagen viel Lärm gemacht wird, war uns völlig unbekannt: Da wir väterlicherseits auf Jahrhunderte zurück im Schwabenland wurzelten, die Mutter aber einer badischen Familie entstammte, bin ich wohl zu der Feststellung berufen, daß von einer Stammesfeindschaft überhaupt keine Rede war. In der harmonischen Ehe meiner Eltern konnte es, wenn die Mutter einmal sehr auf ihrer Meinung beharrte, höchstens vorkommen, daß unser Vater gutmütig nachgab mit den Worten: „Du bist halt aus Mannheim, und in Baden haben die Eier zwei Dotter.“

In Mannheim, dem Geburtsort meiner Mutter, hatte der Großvater Carl Holtzmann nur kurze Zeit als Professor der Physik am dortigen Lyzeum zugebracht. Seine Familie, die auf einen Bäcker und Bürgermeister zu Speyer und noch weiter auf Geistliche im Dreieck von Hannoverisch-Münden zurückgeht, hat manch bedeutenden Gelehrten – zumal Historiker und Orientalisten – hervorgebracht; mein Großvater stand als Direktor der unter seiner Amtsführung neugebauten Technischen Hochschule in Stuttgart, in der bis zur Zerstörung 1944 seine Büste aufgestellt war, noch am Beginn weiterer Ziele als Forscher, als er, zu früh für seine zahlreiche Familie, im Jahr 1865, erst 53jährig, an den Folgen einer Rippenfell-Entzündung starb; der Dichter Hofprediger Gerok hielt ihm im Stil der Zeit, die noch stundenlange Nachrufe kannte, eine für den heutigen Leser endlos wirkende Grabrede. Wenn man zwar dem berühmtesten seiner Schüler, Max Eyth, folgen will, der über die Trockenheit seines Vortrags stöhnte, so müßte seine Gabe mehr auf dem Gebiet des Forschens als des Lehrens gelegen haben. Immerhin war er nicht nur ein Mann der Wissenschaft, sondern auch der Tat, wie er im tollen Jahr 1849, als Leiter des badischen Hüttenwerks Albrück im Südschwarzwald bewies, als der Aufruhr ganz Baden ergriffen hatte und unter den schwarz-rot-goldenen Vorkämpfern manch abenteuerliche Gestalten mit der Hahnenfeder am Heckerhut ihre Ideen etwas gewaltsam propagierten. Der Großvater hielt die Freiheitshelden kaltblütig solange auf,

bis die Großmutter deren Ziel, die Hüttenkasse, im Kutschbock verborgen ins schweizerische Lauffenburg gerettet hatte. Sie hat uns manches Mal von den ungebeten Gästen erzählt, und von ihrer Kampfparole: „Hecker, Struve, Zitz und Blum, / kommt und bringt die Preußen um!“

Aber als dann wirklich die Preußen kamen, war der Spuk gar schnell verflogen. Auch wenn es, wie die Historiker erforscht haben, nicht wahr sein soll, daß der Freiheitssänger Herwegh, die „eiserne Lerche“ jener Revolution, von seiner mutigen Frau unter dem Spritzenleder ihres Wagens verborgen in Sicherheit gebracht worden sein soll, so hat es der Volksmund doch immer so erzählt und auch die Großmutter hat es nicht anders gewußt. Heute wird jenen Freischärlern aus posthumer Schau wohl mehr Lorbeer gewunden als ihre damalige Aufführung verdient hat.

Jedenfalls hat meine Mutter als Zeugin jener Tage oft berichtet, mit welcher Freude und Erleichterung sie die schmucken disziplinierten preußischen Husaren begrüßte, die damals die französischen und polnischen Schnapphähne, die uns die Freiheit bringen wollten, ihrer Wege wiesen.

An eine Zwietracht der Stämme im deutschen Südwesten dachte kein Mensch, als im Januar 1871 in den Abwehrkämpfen an der Lisaine die Badener mit ihrer Heimat auch die unsre gegen die neue französische Einfallsdrohung schützten. Ich selbst habe im ersten Weltkrieg in einem Korps an der Somme, das Württemberger und Badener in sich vereinte, bei beiden die gleiche Zusammengehörigkeit und Zuverlässigkeit gefunden. Für mich bildete der Schwarzwald so wenig eine Grenze wie für Eltern und Voreltern; die Landeswappen am Kniebis und andern „Grenzübergängen“ bedeuteten zwar, daß hüben ein König und drüben ein Großherzog „regiere“. Aber daß sie Feindschaften repräsentieren könnten, kam dabei wirklich niemand in den Sinn und man freute sich seines schönen Vaterlandes ohne törichte Vorbehalte. Teils mit den Eltern, teils durch gastfreie Verwandte lernten wir in den Ferien unserer Schülerjahre die schwäbische Heimat kennen, wie es damals wohl nur wenigen beschieden war – bald die Ellwanger Berge, bald den Schwarzwald um Calw dank dem Onkel Zoeppritz, der zu einer Zeit, die das Jugendwandern noch kaum kannte, mit Liebe und Geduld an die zwanzig Kinder von Verwandten und Freunden zu tüchtigen Märschen um sich scharte. Heute steht mancher weltabgeschiedene, in seinen gastlichen Einrichtungen damals mehr als primitive Platz groß in der Verkehrswerbung angepriesen als Zielpunkt unendlicher Autobusse, die ihre Insassen nach Verzehr der

pauschalberechneten Atzung und obligatem Postkartenversand wieder zu staubentwickelnder Weiterfahrt entführen . . . wir haben damals im langsameren Schritt-Tempo jene Gegenden buchstäblich erwandert; diesen Vorbildern getreu habe ich auch als älterer Mann zwar gerne den Kraftwagen benutzt, um in die Weite hinauszukommen, bin aber draußen konsequent auf Schusters bewährte Rappen umgestiegen; die ruhmvolle Überlieferung der schwäbischen Wander- und Heimatvereine habe ich, dem Vereinsmeierei niemals lag, lebenslang aus voller Überzeugung gefördert und das Ehrenzeichen 50jähriger Zugehörigkeit zu unserem „Schwäbischen Albverein“ als Bestätigung tätigen Danks angesehen, den ich meinerseits diesen Förderern der Heimatkunde und Heimatliebe schuldig geworden bin.

Zugleich kam man durch diese Fahrten auch in aufschlußreiche Berührung mit dem völlig eigenständigen Leben des stolzen Patriziats der von der Residenz entfernteren Städte, die sich keineswegs als „Provinz“ – ein in Württemberg ganz unbekannter Ausdruck –, sondern als wirtschaftliche und kulturelle Mittelpunkte ihrer Gebiete fühlten. Das galt vor allem von „Calw, der Handelsstadt“ (ich habe den Namen von den echten Cälwern nie ohne dies Beiwort erwähnen hören), oder von dem nicht minder traditionsstolzen Biberach, von wo mir allerdings neben einem großen Turnfest, das die Bevölkerung des ganzen Umkreises anzog (natürlich damals noch nicht entfernt in den Ausmaßen heutiger Sportveranstaltungen) mehr noch die aufregende Episode des Ausbruchs eines Sträflings aus dem Gerichtsgefängnis in Erinnerung blieb, der, von den Verfolgern gehetzt, die Reiß durchschwamm; das war vor dem mittelalterlichen Hintergrund der Stadt eine recht drastische Illustration zu den Schilderungen des Biberacher Malers Pflug über die Zeiten der Gauner- und Diebesbanden, die im Oberland bis ums Jahr 1800 ihr Wesen trieben, und zur furchterregenden Gestalt des „Malefizschenken“, des Reichsgrafen Schenk von Castell, der ums Ende der Rokokozeit diesen Gesellen das Handwerk legte und sie in seiner „Fronfeste“ zu Oberdisingen an Zucht und Arbeit zu gewöhnen suchte.

Fahrendes Volk konnte man damals auf dem Lande draußen noch häufig treffen, Zigeuner und Bettelleute mit Tanzbären waren keine Seltenheit, und man gab ihnen, ohne zu geizen, ihren Obolus. Wenn bei der Großmutter die sorgsam auf Kreuzer und Pfennig geführte Wirtschaftsrechnung nicht aufgehen wollte – es konnte sich immer nur um einen minimalen Betrag handeln, den sie einzutragen vergessen hatte, – so schrieb sie eben: „einen Bären gesehen – zwei

Kreuzer.“ Heute soll es sogar bei städtischen Haushalten vorkommen, daß man erheblich größere Beiträge so abschreiben möchte – doch es gibt keine Bären mehr!

Von Biberach kamen wir auch erstmals ans Schwäbische Meer, und die erste Fahrt auf dem Dampfschiff „Christoph“ von Friedrichshafen nach Lindau war ein unerhörtes Ereignis. Dahinter lockten die Berge, und natürlich bestiegen mein Bruder und ich jeden Gipfel, wo uns die Sommerfrische der Eltern in Immenstadt oder Tegernsee dazu Gelegenheit bot, zum Schrecken der Mutter auch bei Regen und Nebel und immer in völlig unzulänglicher städtischer Kleidung, da der Alpinismus und mit ihm die alpine Ausrüstung noch in den Anfängen steckten – auch die Kenntnisse der alpinen Gefahren! Mit welcher unbehilflichen schwerem Zeug schleppte man sich damals die Höhen hinan! In welchem Aufzug sind noch ein paar Jahre später mein Bruder und ich bei einer Fußwanderung durch die Schweiz über Gotthard, Oberalpaß und Julier nach Pontresina und von da über den mannhoch verschneiten Scalettapaß nach Davos marschiert und dabei fast im Schnee untergegangen: eine Reisetasche umgehängt, lange Hosen, keine Schneebrille – Rucksack und kurze Hosen hätte doch kein akademisch gebildeter Mann getragen, wohl aber einen Regenschirm im Hochgebirge; genossen haben wir es trotzdem wie nur ein „Zünftiger“ heute!

Damals war das Wandern in der Schweiz noch eine Lust, – Bergbahnen gab es außer der auf den Rigi keine, Autos erst recht nicht; wer nicht wandern konnte, war von all diesen Schönheiten ausgeschlossen, die abseits des Weges der Postkutsche erst ihren ganzen Reiz zeigten. Und fast noch unberührt waren damals die deutschen Berge, die keine Scharen reisender Engländer und keinen Rekordgipfelstürmer anzogen.

Auch die besuchtesten Sommerfrischen waren, von den ganz großen Weltbädern abgesehen, noch in einem erfreulichen Urzustand. Meine Mutter erzählte aus jener Zeit von einer Hotel-Unterkunft in Binz auf Rügen, wo man die Eltern in das bestellte Zimmer einwies mit dem entschuldigenden Bemerkens: der Gast im anstoßenden Raum, der keinen eigenen Eingang habe, müsse allerdings jeweils bei ihnen durchmarschieren. Das erste, was mein Vater tat, war, einen Schrank vor die betreffende Tür zu rücken. Der eingeschlossene Nachbar mochte bitten, wie er wollte: der Vater erklärte, seinetwegen könne er durchs Fenster steigen, aber nicht durch sein Schlafzimmer. Er gab die Blockade zwar für dies erstmal noch auf, aber nur um sodann eine Radikal-Lösung durch

Auszug der einen oder andern Partei zu erzwingen. Dergleichen konnte einem damals leicht passieren!

Rottach, Egern und die andern Orte um den Tegernsee – später als „Lago di Bonzo“ für gewöhnliche Sterbliche kaum noch erreichbar und erschwänglich – waren friedliche schlichte Orte, auch die Unterkunft in der „Forelle“ am Plansee, zu dem wir auf einer Wanderung durchs Tannheimer Tal vorstießen, mehr als einfach. Wir stiegen über die Höhe nach Hohenschwangau und bestaunten aus der Ferne die Pracht des eben errichteten Neuschwanstein, von dessen Glanz Wunderdinge erzählt wurden. Der königliche Gralsritter Ludwig II. hauste damals einsam in seiner Burg, niemand durfte sie betreten – und niemand ahnte, wie nahe ihm schon das Verhängnis war!

Vom Besuch bei der Großmutter in Alzey, die nun ihrem jüngsten Sohn Oskar Holtzmann, der in den hessischen Kirchendienst getreten war, das Haus führte, lernten wir als Abiturienten im Jahr 1885 auch die Pfalz und auf anschließender Wanderfahrt mit unserem Schulfreund Winterlin, dem späteren Archivdirektor in Stuttgart, das Sagengebiet des Rheins kennen. Zu dritt, erstmals ganz ohne die Fürsorge der Erwachsenen, in diesem für den Zauber der Romantik so empfänglichen Alter, es war ganz herrlich! Wir lebten bald in den Vorstellungen der früheren Jahrhunderte, von denen wir ja eben erst auf der Schule mit Erfolg so viel gelernt hatten, zu Mainz oder am Königstuhl zu Rhense – bald in Erinnerungen an die großen Ereignisse des deutschen Aufstiegs, zu Nassau am Geburtsort des Freiherrn vom Stein, und zu Ems, wo der alte Preußenkönig im Jahr 70 die Zudringlichkeit des französischen Gesandten Benedetti zurückgewiesen hatte. Damals war noch jedermann das Lied vertraut: „König Wilhelm saß ganz heiter einst zu Ems, dacht' gar nicht weiter an die Händel dieser Welt . . .“ Man hat uns später belehrt, daß die als Nationaldenkmal hoch über dem Niederwald ragende Germania „Kitsch“ sei; echt war jedenfalls das Gefühl vaterländischer Begeisterung, mit dem wir als Achtzehnjährige auf diesem Platz standen. Wie unmöglich frevelhaft und höllisch schien uns der Attentatsplan, wie ein Anarchist bei der Einweihungsfeier hier den alten Kaiser mit sämtlichen Bundesfürsten hatte in die Luft sprengen wollen. Man hat sich dann daran gewöhnt, diese vielen Souveräne nicht als für die Nation lebenswichtig zu erkennen – damals nahm man das Altüberkommene im Rahmen des neuen Reiches freudig und vorbehaltlos hin. Mit solchen Eindrücken schlossen meine schönen Schuljahre, denen nun eine noch köstlichere Studentenzeit folgte.

# Aus den Tagen des „Nachmärz“

*Schwäbische Geschicke und Geschichte in alten Briefen.*

*Von Wilhelm Freiherr von Koenig-Warthausen*

Eine Handvoll vergilbter alter Briefe, auf hauchdünnem englischem Papier mit dem Wasserzeichen „London“ oder „Bath“, enge beschrieben und in acht- bis vierzehntägigen Abständen vom Oktober 1848 bis zum August 1852 datiert, gelangte vor einiger Zeit mehr durch Zufall als eine weitläufige Verwandtschaft mit ihrer Schreiberin an mich. Ich hielt sie lange nicht einer näheren Durchsicht wert, bis ich an einem langen Wintertag die ersten durchblätterte. Bald fesselte mich ihr Inhalt, so daß mir von Seite zu Seite die Welt ihrer Verfasserin näher rückte, ihre Zeit mir schließlich greifbar nahe vor Augen stand.

Diese Verfasserin war Elisabeth oder „Lisette“ Freifrau von H<sup>ü</sup>gel, geb. Freiin von Gemmingen-Guttenberg (1789 bis 1859). Ihr Schicksal ist schon deswegen merkwürdig, weil sie, wiewohl selbst nie Mutter, durch zwei Ehen vielfache „Zieh“- oder Stiefmutter wurde. War doch ihr erster Gatte der große Verleger Johann Friedrich Cotta (1764 bis 1832), bei der Hochzeit (1824) schon sechzigjähriger Witwer; der zweite (1834) Ernst Eugen Freiherr von H<sup>ü</sup>gel (1774–1849) war württembergischer Generalleutnant, Geheimer Rat, Kriegsminister und lebenslängliches Mitglied der Kammer der Standesherrn. Auch er war zweimal schon Witwer geworden, und zwar zuerst (1805) von Albertine Wilhelmine Freiin Schott von Schottenstein, in zweiter von Luise Ernestine von Gemmingen, der Schwester der Elisabeth. Durch diese Ehen ergaben sich Verwandtschaften und Verschwägerungen mit fast dem ganzen württembergischen – oder besser neckarschwäbischen – Land- und Hofadel; die Cotta'sche Verwandtschaft umfaßte die Reischachs, Gemmingens, Podewils, Ow-Wachendorffs, Neubronners, Weilers, die H<sup>ü</sup>gel'sche: die Uexkülls, Wöllwarths, später auch Degenfelds, Varnbülers, Sodens, Beroldingens, Koenigs, Süßkinds u. a. mehr. Ihr Stiefsohn Georg, der „jüngere“ Cotta, auch er noch bedeutender Verleger, Großunternehmer und Mäzen, hatte zwei Söhne und fünf Töchter, ihr zweiter Gemahl H<sup>ü</sup>gel aus seinen ersten Ehen sechs Söhne und zwei Töchter. Gewiß waren alle diese in jenen Jahren, um 1850, längst erwachsen und vielfach schon verehelicht, und die Cotta'sche Verwandtschaft mit ihren in Württemberg und Bayern etablierten weltweiten Verlags- und Presseunternehmen scheint dem Blickfeld der Stiefmutter schon ferne gerückt gewesen zu sein. Um so mehr kreisten die Gedanken ihrer letzten Jahre um Kinder und Enkel des zweiten Gemahls, von denen die sechs jüngeren ja gleichzeitig die Kinder ihrer verstorbenen Schwester waren.

Die H<sup>ü</sup>gels gehörten damals zu den treuesten Paladinen des schwäbischen Königreichs, sie standen eben im Zenit ihres Glanzes. Leider ist ihre bewegte Familiengeschichte bisher nicht geschrieben worden (Ansätze dazu finden sich bei Joh. Prinz, „Geschichte des Kapregiments“, 1932, und Kurt Erhard von Marchtaler, in der familiengeschichtlichen Zeitschrift „Herold“, 1942). Die Familie stammte aus dem Elsaß, hatte bis etwa 1720 „Lux“ geheißen und den Namen „H<sup>ü</sup>gel“ (der ja heute noch dort verbreitet ist) durch Adoption eines Verwandten erhalten. Sie hatte zuerst die Holzflößerei auf dem Oberrhein betrieben; bald darauf waren Angehörige in französische Heeresdienste getreten, und der Stammvater der württembergischen Linie war zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, als französische Kontingente mit der Reichsarmee kämpften, württembergischer Offizier geworden. In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts finden wir Namensträger in höheren Staatsämtern und im Heeresdienst des Herzogtums; Joh. Theobald von H<sup>ü</sup>gel (1739–1800) war Oberst und Kommandeur des Kapregiments, sein gleichnamiger Sohn (1771–1808) Kapitänleutnant; eine Tochter war mit dem im gleichen Regiment dienenden Hauptmann von Franquemont (natürlicher Sohn Herzog Karl Eugens) vermählt; wie so viele ihrer Offiziere und Mannschaften erlagen die beiden H<sup>ü</sup>gel und Franquemont dem mörderischen Klima Niederländisch-Indiens, das dabei erworbene bedeutende Familienvermögen mit ihrem Leben bezahlend. Der Gemahl der Elisabeth, zuletzt württembergischer Kriegsminister, hatte die meisten Feldzüge der napoleonischen Zeit (u. a. den gegen Preußen 1806/07 als württembergischer Verbindungs- und Beobachtungsoffizier) mitgemacht und offensichtlich während der Befreiungskriege sich bei den Verbündeten nachhaltig für die Sache seines Landes eingesetzt; er erfreute sich vor allem der Gunst Wellingtons, in dessen Haus in London noch in den vierziger Jahren sein Sohn Karl Eugen als württembergischer Gesandter verkehrte.

Die Heimat der Elisabeth oder „Lisette“ war die sagenumrankte Burg Guttenberg am Neckar, zuvor reichsritterschaftlich, dann Baden zugefallen; doch scheint sie ihre Jugend vornehmlich auf dem Gemmingen'schen Schloß Bonfeld bei Heilbronn zugebracht zu haben. Wilhelm Hauff, der bei den Söhnen ihres zweiten Gemahls H<sup>ü</sup>gel vorübergehend „Hofmeister“ war, hat in seiner Novelle „Das Bild des Kaisers“ ihr heimatliches Milieu festgehalten: der General des neuen Königreichs, der Napoleon auch nach dessen Sturz noch verehrt, ist H<sup>ü</sup>gel; der stolze Reichsritter, der den Verlust der Un-

abhängigkeit nicht verschmerzen kann, der Vater Ludwig Eberhard von Gemmingen (die Mutter Luise war eine geborene von St. André gewesen). „Lisette“ ist sich in ihren Briefen ihrer vornehmen Abstammung bewußt; dem alten und im schwäbisch-fränkischen Bereiche weitverzweigten Geschlecht der Gemmingen war manch berühmter Sproß, darunter auch ein Kurfürst von Mainz, entsprungen. Demgegenüber waren ihre beiden Gatten „homines novi“, ihre Familien waren erst geadelt worden; als der Schwiegersohn Linden einmal nach älteren Familienpapieren der Hügel fragt, rät sie, nicht weiter zu forschen; scherzhaft Schiller abwandelnd meint sie: „Denn weiter *oben* ist's fürchterlich – drum versuche der Mensch die Götter nicht!“

Sie hatte aber wirklich keinen Anlaß, sich der Verwandtschaft ihres Gatten zu schämen, denn Träger von dessen Namen bekleideten damals nicht nur in Württemberg, sondern auch in Österreich, Rußland und den Niederlanden hohe militärische Ränge (eine damals in Österreich florierende gleichnamige Familie scheint hingegen mit unsrer württembergischen nicht stammverwandt gewesen zu sein, wenn auch ihre Angehörigen, zum nächsten Kreise Metternichs gehörend, gelegentlich die württembergischen Hügel als „Vettern“ ansprachen). Die damalige Generation, trotz ihrer engen Bindung an das kleine Württemberg, hatte – und das erscheint mir bemerkenswert – so etwas wie ein „europäisches Format“; zur Revolutionszeit sind die Kinder ihres Gemahls infolge ihrer dienstlichen Stellungen oder privater Verhältnisse über halb Europa verstreut. Es sei kurz auf diese Verhältnisse eingegangen.

Deutlich nuanciert Lisette zwischen den beiden ersten Söhnen ihres Gatten – also den Kindern der geborenen Schott, Albert und Karl Eugen – und den sechs weiteren Kindern, vier Söhnen und zwei Töchtern, aus der Ehe mit ihrer verstorbenen Schwester; letztere stehen ihrem Herzen sichtbar näher! Albert, durch seine Ehe mit Marie von Uexküll, Besitzer des Ritterguts Eschenau bei Weinsberg (wo das schöne, vom Ludwigsburger Architekten Retti erbaute Barockschloß heute noch sein Wapen trägt) wird mit wenig freundlichen Bemerkungen bedacht: seine „Häuslichkeit sei mehr eine Scheußlichkeit“ – denn bekanntlich hatte Theobald Kerner, der Sohn des Justinus, ihm seine Frau entführt; und als diese ihrem zweiten Mann ein Kind geboren hat, entrüstet sich Lisette darüber, daß dieses überhaupt getauft werden dürfe! Sie malt die Zukunft der drei Kinder Alberts – Alexander, Anna und Paul – in den düstersten Farben, und als Albert, um den Eschenauer Weinen größeren Absatz zu verschaffen, in Stuttgart einen Weinkeller eröffnet, findet sie das wenig standesgemäß. Ganz unbegründet waren ihre Besorgnisse übrigens nicht: sowohl Alexander, später österreichischer Offizier und mit einer Ungarin verheiratet, wie Paul, der dann die Fürstin Amélie von Teck, Tochter des mit der Familie befreundeten österreichischen Generals Herzog Alexan-

der von Württemberg heiratete und 1879 württembergischer „Graf von Hügel“ wurde, sollen tragisch geendet haben. Freundlicher gestaltete sich das Schicksal der Tochter Anna, später vermählten Gräfin Degenfeld.

Als der zweite Stiefsohn, Karl Eugen (1805–1870) infolge der Ereignisse von 1848 – die Auslandsvertretung der deutschen Staaten war laut Beschlüssen der Frankfurter Nationalversammlung an die „Reichsverweser“ übergegangen, die württembergischen Gesandten wurden zurückberufen – vorübergehend ohne Beschäftigung ist, spricht Lisette gleich davon, daß seine Laufbahn nun wohl beendet sei – völlig grundlos, denn er wurde, nachdem er zuvor Gesandter in London gewesen war, 1852 kurz nach Berlin, dann bis 1855 nach Wien entsandt und 1855 (bis 1864) zum Außenminister berufen. Als solcher setzte er sich, zusammen mit dem sächsischen Minister Beust und dem Hessen-Darmstädter Dalwigk, für eine entschiedene Reform des Deutschen Bundes ein und war ein erklärter Gegner jeder Lösung, die auf einen Ausschluß Österreichs hienzielte. Man kann ihn als letzten Vertreter eines „souveränen“ Staates Württemberg bezeichnen – ihn und den gleichzeitigen Innenminister Josef von Linden als die treuesten Erfolgsmänner der klugen und bewährten Politik König Wilhelms I. Karl Eugen war mit einer Russin, Alexandrine Werestschagin, vermählt (er weilte zur Zeit der Revolution gerade auf deren Güter im Departement Rjäsan). Diese, der Lisette zuerst wenig Wohlwollen entgegenbrachte, scheint sich später doch ihre Gunst erworben zu haben, vor allem, als sie Alberts Tochter Anna „protegierte“ und in der Stuttgarter Gesellschaft einführte.

Zur gleichen Zeit finden wir den dritten Bruder – er also schon ein „echter“ Stiefsohn der Lisette – Ludwig oder „Louis“, unter den Fahnen Radetzky's auf den Schlachtfeldern Oberitaliens, in Mailand und Piacenza, denn er war österreichischer Offizier (zuletzt Oberstleutnant und k.k. Kämmerer). Unvermählt – wie übrigens alle vier jüngeren Söhne des Kriegsministers – und seinen gelehrten und künstlerischen Neigungen lebend, wählte er später Rom zu seinem dauernden Aufenthalt. Wie er, muß sich auch sein Bruder Julius durch anziehendes Äußeres ausgezeichnet haben; er hieß im Familienkreis „der schöne Julius“, war am Stuttgarter Hof persona grata (erster Stallmeister und Direktor des königlichen Privatgestüts), und genoß die Freundschaft der Prinzessin Marie, verwitweten Gräfin von Neipperg (nach unbestätigter Überlieferung war er ihr sogar „zur linken Hand“ angetraut). Tatsache ist jedenfalls, daß die beiden Töchter des Königs, Prinzessin Marie und Sophie, die Königin der Niederlande, den Hügel's sehr gewogen waren.

Im württembergischen Forstdienst, damals noch bei der Mutter in Kirchheim lebend, später als Forstmeister zu Urach, stand Philipp. Ernst endlich, der „Benjamin“, Lisettens Herzen am nächsten stehend, war als österreichischer Leutnant in Ungarn stationiert. In den Revolutionskämpfen traf ihn ein furchtbares Schicksal; über die

näheren Umstände seines Todes spricht sich die Mutter nie aus (wurde er vielleicht als Geisel von den Aufständischen erschossen – oder gar, vielleicht schuldlos, von einem Kriegsgericht?) – trauert aber noch jahrelang um den so früh Dahingegangenen.

Die erhaltenen Briefe sind vornehmlich an die ältere Tochter Marie gerichtete, die mit dem württembergischen Gesandten in Wien (später Berlin) Franz de Paula Freiherrn – später Grafen – von *Linden* vermählt war; einige auch an die jüngere Tochter Luise, genannt „Lucki“. Diese war in erster Ehe vermählt mit Kurt von *Watzdorff*, „einem der größten Grundbesitzer der preußischen Monarchie“, wie Luise sich einmal ausdrückt, in der Mark und in Schlesien begütert. Das mag zugetroffen haben; allein die Herrschaft Wiesenburg bei Belzig, später im Besitz ihrer Nachkommen Fürstenstein und Reuß jg. L. („Onkel Alex“ und „Tante Vicky“), umfaßte rund fünftausend Hektar. Früh verwitwet, heiratete sie 1852 nochmals und zwar den Freiherrn Georg von Miltz in Sachsen, Herrn auf dem durch seine herrliche Lage über der Elbe berühmten Siebeneichen und Schloß Scharfenstein. Konfessionelle Unterschiede spielten damals noch kaum eine Rolle, zumal ja die „Mischehen“ noch nicht erschwert waren; die Hügelns waren evangelisch, die Miltz' und Lindens katholisch, und Karl Eugens Frau Alexandrine blieb orthodox.

So gehen die Gedanken und Sorgen Lisettens vom stillen Kirchheim, ihrem Witwensitz, nach Berlin und Wien, London und Moskau, Mailand und Budapest, Dresden, Stuttgart und Eschenau.

Was aber ihre Briefe so reizvoll macht, ist der darin festgehaltene zeitgeschichtliche Rahmen, das wiederholte Erwähnen und Hinweisen auf die weltbewegenden Ereignisse, doch auch auf lokale Vorkommnisse und die Verhältnisse bei Hof. In Kirchheim wohnte damals noch Herzogin Henriette, die Schwägerin des 1817 verstorbenen ersten Königs Friedrich, gleichzeitig auch Schwiegermutter Wilhelms I., dessen dritte Gemahlin Pauline ihre Tochter war. Zu ihr besteht ein sehr kühles Verhältnis, denn Hügel muß sich bei irgendeinem Anlaß von ihr zurückgesetzt gefühlt haben; überhaupt läßt Lisette immer wieder durchblicken, daß seine sehr großen Verdienste um Könighaus und Land (wohl eben nach Napoleons Sturz) zu wenig gewürdigt und anerkannt würden. Sie weist bei seiner Beisetzung das Anerbieten der Herzogin, ihre Pferde zur Verfügung zu stellen, deswegen zurück.

König Wilhelm selbst wird „nicht geliebt, aber anerkannt“, denn die Atmosphäre um ihn sei freudlos, verdrießlich und bedrückend; man mache dort seinen „Kratzer“ möglichst kurz. Sie erwähnt die Mißhelligkeiten zwischen Vater und Sohn; kehre der König von seinen Badereisen zurück, so neige sich die Waagschale sofort zu seinen Gunsten, denn Kronprinz Karl wirke völlig „farblos“. Ja, dieser wird „roter“ Neigungen verdächtigt, doch: „wer mit der Straße kokettiert, riskiert auf der Straße zu landen!“ Seine Gattin Olga Nicola-

jewna enttäusche, da sie auf den untätigen Mann zu wenig einwirke (dies dürfte sie später reichlich nachgeholt haben!). Königin Pauline wiederum verstehe nicht aufzutreten – wie könne eine Königin ohne Begleitung einer Hofdame mit der Eisenbahn reisen! Wie Karl wird auch Wilhelms zweite Tochter Sophie, die Königin der Niederlande, radikaler und demokratischer Sympathien bezichtigt. Eine „Fürstenhochzeit“ in Friedrichshafen am 17. Juni 1851 (des Königs vierte Tochter Auguste heiratete den Prinzen Hermann von Weimar) wird als unglaublich steif, langweilig und ermüdend geschildert. Mit der erwähnten Prinzessin Marie hingegen besteht ein angeregter, von Standesschranken nicht beeinträchtigter freundschaftlicher Verkehr.

Ungeachtet ihrer Verehrung für Österreich und das Haus Habsburg wirft sie der Erzherzogin Marie geborene Herzogin von Württemberg, Tochter der erwähnten Herzogin Henriette in Kirchheim, seit 1819 Gattin Erzherzogs Josef, gleichfalls groben Undank gegen Minister Hügel vor. Der ebenfalls in Wien lebende Herzog Alexander (der Sohn Henriettes) ist in ihren Augen mitschuldig am frühen Ende ihres Lieblings Ernst – er habe sich um ihn, wie auch um seinen Bruder Ludwig, zu wenig gekümmert! Trifft dieser Vorwurf zu, so wäre es um so schwerer, als der Bruder Karl Eugen im Jahre 1843, als er den Kronprinzen Karl nach Wien begleitet hatte, sich beim Hof und Metternich dafür verwendet hatte, daß Herzog Alexander ein Regiment erhielt. Schwer zu beurteilen, ob berechnete Anlässe für diese und andere Ressentiments der alten, einsamen Frau vorlagen, oder nur subjektive Ansichten und übersteigertes Geltungsbedürfnis.

Politisch war die alte Dame eine „Ultra“, das heißt, stand ganz auf seiten der hochkonservativen, nach Österreich tendierenden Richtung. Windischgrätz, der die Revolution in Österreich niederwarf, der energische Ministerpräsident Felix Schwarzenberg und Radetzky, der Österreichs Waffenruhm in Oberitalien noch einmal erstrahlen ließ, sind ihre Helden. Sie erbittet sich von Linden in Wien ein Bild des Feldherrn, um ihm in ihrem Zimmer einen bevorzugten Platz zu geben. Die Zusammenkunft von Kaiser Franz Josef, König Maximilian II. von Bayern und König Wilhelm von Württemberg, begleitet von ihren Ministern Schwarzenberg, von der Pfordten und Linden zu Bregenz (Oktober 1850), bei denen man beschloß, den preußischen Hegemoniebestrebungen und Ausdehnungsgelüsten entgegenzutreten, erfüllt sie mit Begeisterung. Die „Dresdner Konferenzen“ (Ende 1850/Anfang 1851) begrüßt sie mit viel zu hochgespannten Hoffnungen; die Reform des Bundes zögerte sich immer weiter hinaus. Natürlich steht sie der schwäbischen Demokratie mit unverhohlener Feindschaft gegenüber. Ihre Bestrebungen „auf breiteschter konsitutioneller Grundlage“ (sic) sind ihr ein Greuel; dem wackeren Hausmann, gewissermaßen Stammvater der parlamentarischen Demokratie des Landes, billigt sie zwar eine – natürlich beschränkte – Einsicht zu, hält

ihn aber doch auch moralisch für „bedenklich“. Mit Schauern denkt sie immer wieder an das tolle Jahr 1848 zurück: sogar im stillen Kirchheim war es zu einem Krawall gekommen, und man hatte einen Gefangenen befreit! Die Kämpfe in Wien und Berlin hatten sie an den Rand der Verzweiflung gebracht (der Schwiegersohn Linden war mit dem kaiserlichen Gefolge nach Innsbruck geflüchtet). Sie wünschte damals ihre Kinder, die sich noch in Deutschland befanden, weit weg aus diesem, wo man „auf offener Straße totgeschlagen werden könne“ (wie der Fürst Lichnowsky zu Frankfurt).

Als dann am 2. Juli 1850 „Beppi“ (Josef) Linden, der Bruder von Franz, an die Spitze des württembergischen Ministeriums trat, und in der Folge die „auf dem Schwindel der Grundrechte“ bestehende Kammer auflöste, freute Lisette das „endlich energische“ Vorgehen der Regierung. Neurath – damals vorübergehend Außenminister, später Präsident des Geheimen Rats – findet weniger ihren Beifall; zwar redlich und rechtlich, mache er „keine Figur“! Sie streift auch des Königs Vorliebe für eine „geheime Kabinettpolitik“, wenn sie – 1852 anlässlich des erst fraglichen Austauschs Karl Eugen Hügel mit Franz Linden zwischen Wien und Berlin – meint, „alles hänge wohl vom Geheimagenten ab“. Dies bezieht sich auf Klindworth, der zwar für mehrere Auftraggeber arbeitete, aber vorzüglich König Wilhelm von Württemberg lange mit Nachrichten und Sondermissionen diente.

Der Vorliebe für das konservative Österreich entsprach die Abneigung gegen Preußen mit seiner „gemütlosen Race“ (man denkt an das Auftauchen des schnoddrig-schneidigen norddeutschen Veters in den patriarchalischen Gefilden um den Gutenberg bei Wilhelm Hauff!). Im Streit um Kurhessen 1850 hält sie es für durchaus richtig, gegen Preußen loszuschlagen (selbst der König hatte sich zu Bregenz nur sehr „à contre-cœur“ zu militärischen Maßnahmen bereit erklärt).

In dieser Hinneigung zu Österreich trafen sich ja bis 1866 die Ansichten fast aller Süddeutschen – nicht nur die der Konservativen und der führenden Kreise (besonders gewichtige und hartnäckige Gegner einer kleindeutschen Lösung waren in Württemberg der jüngere Cotta und der schon genannte Minister von Neurath),

sondern auch der meisten Liberalen und Demokraten, ja der wenigen Sozialisten, die es damals schon gab. Die Ereignisse von 1866 wurden für sie dann ein furchtbarer Schlag; die Eschenauer Hügel verkauften damals ihren Besitz und zogen nach Österreich (Raintal in der Steiermark), die Angehörigen Karl Eugens flüchteten ihre Wertsachen nach Wien.

Aber diese Ereignisse standen zu der Zeit, da Lisette noch lebte, noch in weiter Ferne. Ihre Welt war der engbegrenzte Raum des schwäbischen Königreichs, damals noch überschaubar und kaum mehr als anderthalb Millionen „Seelen“ bergend, mit seiner jungen, vom König vielfach verschönerten Residenzstadt, die noch kein ruheloser Verkehr durchpulste – seinem Hof, dem Kabinett, dem Hoftheater, der Diplomatie und der Beamten-schaft. Es war die Zeit des wiederhergestellten Deutschen Bunds oder, wie die Männer der „Volkspartei“ abwertend sie nannten, des „reaktionären“ Nachmärz mit ihren politischen Hoffnungen und Enttäuschungen. Darüber stand die patriarchalische Gestalt des Königs, der, wenn er jetzt auch alt und müde wurde, mit allen Fasern seines Herzens am Land und an dem, was er für es getan hatte, hing; er sah Politik, Verwaltung und Wirtschaft, die in den beiden Jahrzehnten vor 1870 ungeahnt aufblühte, als *sein* eigenstes Werk an. Wie schnell sollte alles anders werden! Wir finden dann nach 1870 die zuvor „staatstragende“ Schicht, zu der eben auch die Hügel gehörten, nicht mehr in den ersten und führenden Positionen; Außen- wie auch Innenpolitik, soweit sie noch den Bundesstaaten belassen blieb, bewegte sich um zweit- oder drittrangige Fragen, deren Erledigung dem Parlament und untergeordneten Instanzen zufiel. Und da das Land – im Gegensatz zu dem Nachbarlande Bayern – ein sehr junges Staatsgebilde ohne starke gemeinsame Tradition war, waren es nur wenige, die der verlorenen Eigenstaatlichkeit nachtrauerten, oder Zweifel zu äußern wagten, ob das neue Reich wirklich die Staatsform sei, die allein Existenz und Gedeihen aller Deutschen gewährleisten (vgl. solche Stimmen aus Süddeutschland, zum Beispiel ihres Veters Franz Koenig, in den „Tagebüchern der Baronin Spitzemberg“ geborene von Varnbüler, herausgegeben 1960).

# Was uns beschäftigt - was uns angeht

## Wir haben es in der Hand

Wir alle spüren täglich, daß die Müllbeseitigung nicht nur in den Großstädten, sondern auch in kleineren Gemeinden immer mehr Schwierigkeiten macht und daß vielfach auch die freie Landschaft durch weggeworfenen Abfall schandbar verunstaltet wird. Dabei sind es viel weniger die allmählich verrottenden Reste von Nahrungsmitteln - Orangen- und Bananenschalen, Würsthäute u. dgl. -, die uns Sorge machen, als die immer dauerhafter und umfangreicher werdenden neuartigen Verpackungsmaterialien. Ein ganz modernes Erzeugnis dieser Art, die „Einweg-Flasche“ für Bier wird geradezu als Wegwerf-Flasche mit dem Werbewort „ex und hopp“ angepriesen.

Nun kann man wohl sagen, daß es jeder in der Hand hat, ob er einem solchen dummen Spruch folgen will, oder ob er die Würde seiner Umgebung auch im Freien zu ehren und zu erhalten weiß, wie er es tut, wenn er sich in einer wohlgepflegten Wohnung befindet, wo ihm das eigene Interesse ein anständiges Verhalten vorschreibt; aber wir müssen fürchten, daß der saloppe Vorschlag gerade in Bierlaune oft befolgt werden könnte. Es ist deshalb zu begrüßen, daß auch ernsthafte wirtschaftliche Gründe gegen die „Einweg-Flasche“ vorliegen und daß uns der Deutsche Heimatbund auf sie aufmerksam macht, indem er allen angeschlossenen Verbänden ein Schreiben übermittelt, welches der Niedersächsische Heimatbund am 14. Juni an den Fachverband Hohlglasindustrie gehen ließ. Wir zitieren daraus das Folgende im Wortlaut:

„Seit Jahren verfolgen wir mit großer Besorgnis das Vordringen der Einweg-Flasche für Bier, die neuerdings als ‚Wegwerf-Flasche‘ mit dem Werbespruch ‚Ex und hopp‘ propagiert wird.

Aus Brauerkreisen ist uns bekannt, daß man dieser Tendenz zwei wirtschaftliche Gesichtspunkte entgegenhält:

1. Das Bier wird dadurch verteuert, weil die Kosten für das Abfüllen von Bier in Einweg-Flaschen erheblich höher liegen als diejenigen, die beim Abfüllen in die vielfach verwendeten Pfandflaschen entstehen.
2. Kommen solche Flaschen entgegen ihrer Bestimmung in das Leergut des Handels und der Industrie zurück, so ergeben sich große Schwierigkeiten technischer, organisatorischer und kaufmännischer Art. Eine solche Vermischung von Einweg- und Mehrweg-Flaschen wird aber ganz zweifellos in unzähligen Fällen unvermeidlich sein.

Sollte es eines Tages überhaupt nur noch Einweg-Flaschen für Bier geben, so müßte jede Müllabfuhr in Städten und Dörfern zusammenbrechen. Es ist ganz undenkbar, solche Millionenmengen von Flaschen Tag für Tag zu beseitigen und schließlich zu vernichten.

Gegenüber diesen Argumenten der unmittelbar beteiligten Industrie betrachten wir es als unsere Aufgabe, auf die geradezu fürchterlichen Folgen hinzuweisen, die sich aus der getreuen Befolgung des Werbespruches ‚Ex und hopp‘ namentlich für die freie Landschaft ergeben müßten. Es gehört sehr wenig Phantasie dazu, sich auszumalen, in welchem Umfang sorglose Biertrinker die Flasche dann - hopp - irgendwo in die Gegend werfen werden, wo sie sich gerade befinden. Bleibt die Flasche dabei heil, so bedeutet sie eine ekelhafte Verschandelung der Landschaft; zersplittert sie aber, wie das zweifellos in zahllosen Fällen geschehen würde,

so ergeben sich unabsehbare Gefahren für Mensch und Tier.

Das einzige Argument für die Einführung dieser Flaschen kann doch wohl nur ein erhöhter Umsatz der Glashütten sein; ihn darf man aber unter keinen Umständen durch so schwerwiegende Gefahren für die Allgemeinheit erkaufen, wie wir sie angedeutet haben.

Wir bitten Sie deshalb, die Einweg-Flasche nicht mehr zu propagieren und insbesondere den Werbespruch ‚Ex und hopp‘, der zum Leichtsinne geradezu herausfordert, nicht weiter anzuwenden.

Wir würden es sehr begrüßen, wenn Sie uns eine entsprechende Erklärung geben könnten, sind aber überzeugt, daß sich notfalls auch der Gesetzgeber der Sache annehmen würde.“

Am Schluß des Schreibens weist sein Verfasser, Herr Dr. Röhrig, der Vorsitzende des Niedersächsischen Heimatbundes noch darauf hin, daß man in Dänemark und Norwegen mit der Einweg-Flasche bereits so schlechte Erfahrungen gemacht hat, daß man erwäge, Einfuhr und Verkauf dieses Erzeugnisses in den skandinavischen Ländern grundsätzlich zu verbieten. Hiermit haben wir nun wieder einmal ein Beispiel dafür, was für weitreichende Folgen verhältnismäßig unbedeutende Veränderungen im Wirtschaftsleben haben können: sie gehören zu den „unerwünschten Nebenwirkungen“ eines scheinbaren Fortschritts. Wir können nicht genug darum bemüht sein, daß wir die Entwicklung auch dieser Dinge in der Hand behalten und übersehen, sonst geht es mit dem Menschlichen in allen Bereichen immer mehr „ex und hopp“!

Walter Kittel

# Die staufischen Hohenlohe

Zum Vortrag von Professor Dr. Gerd Wunder

Im schönen, jetzt wieder aufgebauten Renaissancehof des Schlosses Langenburg ist ein Wappen der Brüder Hohenlohe zu sehen, das von Grafen Romagniola (aus Monopoli bei Bari) spricht. Ein silberner Siegelstock aus dem Jahre 1233 enthält den süditalienischen Namen ebenfalls. Mit ihm siegelte Gottfried von Hohenlohe.

Ins helle Licht der spätstaufigen Geschichte führen die Urkunden und Schlösser Langenburg (1226) und Waldenburg (1253), wobei erstere 1899 Karl Weller in dem Hohenlohischen Urkundenbuch herausgab. Die Urkunden sind gleich in so stattlicher Zahl erhalten, daß wir mit ihnen die späte und tragische Staufergeschichte von innen betrachten können, da keines der süddeutschen Hochadelsgeschlechter des frühen 13. Jahrhunderts auch nur annähernd so oft erwähnt wird wie die Hohenlohe, die Grafen von Romagniola. Nach Weller zählen wir 176 Urkunden von Gottfried, 102 von Konrad und 75 von Heinrich von Hohenlohe bis 1250, dem Todesjahr Kaiser Friedrichs II. Zum Vergleich: die Württemberger kommen im selben Zeitraum nur mit einer einstelligen Zahl vor. Neue Quellen sind kaum zu erwarten, die uns etwa zurück in das 12. und 11. Jahrhundert führen könnten. Das dürfte seinen Grund in dem Fehlen von schreibfreudigen größeren Klöstern im Hohenloher Gebiet haben, die uns die Familie hätte in ihrem Ursprung aufhellen können. Die Urkunden der frühen Staufer und Salier nennen keinen Hohenloher, sie referieren meist allgemein die am Hofe Anwesenden und die Zeugen mit „et alii quam plures“. Wer diese „plures“ gewesen sind, hätten wir gerne gewußt. Indessen führen genealogische Spuren zu einer Verwandtschaft, wengleich entfernten Verwandtschaft mit den Stauern, und durch das Auftreten der Hohenloher als Zeugen auch einer Verwandtschaft mit den Grafen von Toggenburg (Thurgau, Appenzeller Land). So wenig wir über die Herkunft der Staufer oder Zoller Genaueres wissen (autochthone Schwaben sind die Staufer sicher nicht gewesen), so läßt der Urkundenstand heute kaum eine Bestimmung zu, ob Hohenloher schon im Spiele waren bei der Gründung des Stiftes Öhringen in der Salierzeit oder ob es eine Erblinie über Adelheid von Metz und die Grafen von Lauffen-Komburg gibt.

Im 12. Jahrhundert erscheint dann ein Herrengeschlecht aus Franken, das seinen Ursprung von den Herren von Weikersheim (1153) ableitet und sich nach der Burg Hohenloh bei Uffenheim nennt. Daß die Edelfreien dieser Familie zum Hochadel gehören, steht außer Zweifel, denn sonst hätten sie kaum am Stauerhof eine so hohe Stellung einnehmen können.

Als sicher hat zu gelten, daß die ältesten Brüder Gottfried und Konrad um 1190 geboren wurden und ihre Eltern bereits am Hof der Stauer auftauchen.

Im Jahre 1218/19 nennt eine Berner Handschrift Gottfried „den Rat unseres Hofes“ in der Reihe nach Ludwig von Öttingen. 1220 begegnen wir Gottfried wieder am Hof bei den Auseinandersetzungen des Bischofs von Würzburg mit dem König. Streitigkeiten um Entfremdungen des Familienbesitzes bei Mergentheim und wegen einer Erbschaft und Schenkung der Richte von Krautheim (von ihr, einer Boxberg, kommen die Kraft-Vornamen in die Familie) sind urkundlich festgehalten. Da Rudolf von Ems mitteilt: „ein Gotfrid von Höhenlöh“ sei „wislich“ mit den Artussitten bekannt, darf man eine übliche gebildete Erziehung der Brüder zum Ritterideal der Stauferzeit annehmen und den Gottfried wie den Hohenberger Albert oder den Gottfried von Neiffen oder den jungen König Heinrich zu den Minnesängern zählen.

Am Hof in Italien leistet Gottfried das Kreuzzugsgelübde, und er ist es wohl, der vom Kaiser zum Papst geschickt wird zwecks Aufschubs des Kreuzzugs trotz der schweren Niederlage, die die Christen in Ägypten erlitten hatten, die wohl ein Verwandter der Hohenloher miterlebt hatte.

1225 begegnen wir ihm in Akkon. Er sollte dort für seinen Herrn die vierzehnjährige Isabella (Friedrich II. war seit 1222 Witwer), die Erbtochter Johanns von Brienne (verheiratet mit der Erbin des Königreichs Jerusalem) einholen. Mit der Vermählung begründete der Kaiser seinen Anspruch auf die Krone von Jerusalem, die er sich dann auch eigenhändig (den armenischen Erzbischof beteiligte er nicht an der Zeremonie) 1229 auf das Haupt setzte. Isabella ist 1228 im Wochenbett gestorben.

1226 reist Gottfried von Apulien nach Parma. Wie die „Goldene Bulle von Rimini“ meldet, ist er als Berater im Feldzug zur Vorbereitung des Reichstags zu Cremona tätig, da die lombardischen Städte, voran Mailand, Widerstand leisteten und den deutschen Fürsten Kreuzzugshilfe verweigerten. Der Kaiser nahm die Schwierigkeiten zum Anlaß (die Städte wurden gebannt und geächtet), um den Kreuzzug noch einmal zu verschieben, was ihm den Bann des Papstes eintrug. Damals hat sich Gottfried auch um die eigene Herrschaft gekümmert, was ein Schiedsgericht mit Diethelm von Toggenburg, der im Streit lag mit dem Abt von Sankt Gallen, bekundet.

1230 finden wir Gottfried in Deutschland und wohl als Prokurator am Hof des eben mündig gesprochen Ältesten des Kaisers, des begabten, aber eigenwilligen und unzuverlässigen Heinrich (als Kaiser wird er als VII. gezählt, obwohl er nie Kaiser war).

Jedenfalls ist er mit den deutschen Fürsten in diesem Jahr aus Palästina in die Heimat zurückgekehrt und hat

dann erfahren müssen, daß der junge König sich mit den stets aufässigen freien Städten (voran Worms) verbündet und ihnen Privilegien gegeben hatte. Gottfried handelte als Fürst (princeps), wenn er mit seinen Heimkehrern die Privilegien der Städte zurückwies und vom König jene berühmten Privilegien verlangte, die den Fürsten dann die Möglichkeit gaben, an Kaisers Statt eigene Territorien zu bilden, Städte zu gründen und Burgen zu bauen. Zur Unterrichtung des Kaisers reist er im Dezember 1231 über die Alpen, wo er auf dem Reichstag zu Ravenna die Unbotmäßigkeit des Königs meldet und den Kaiser veranlaßt, den König und die Fürsten nach Udine und Cividale zu rufen. Im Mai 1232 trafen Heinrich und mit ihm viele Fürsten in Italien ein. Der Vater ließ seinen Sohn in Friaul erst nach langem und demütigendem Warten vor und verlangte absolute Unterwerfung und den Schwur, fortan gegen die Städte die Fürsten zu begünstigen. Friedrich II. verfolgte dabei die Absicht, die monarchische Alleinherrschaft, die er in seinen italienischen Erbreichen durchgeführt hatte, durch einen neuen Begriff der Vasallität der deutschen Fürsten auch in Deutschland zu verwirklichen.

Indessen, der Sohn hielt sich selbst für einen Autokraten. Wir setzen die Vorgänge der offenen Empörung voraus, wobei außer den Hohenloher und den Markgrafen von Baden fast alle deutsche Fürsten zunächst auf der Seite des jungen Rebellen mittaten. Den Anlaß zum Kampf gaben der Kaiser und der Papst durch die Bannung und Ächtung des deutschen Königs. Gottfried von Hohenlohe, der Kaisertreue, erhielt dabei Herrschaft und Schloß Langenburg, das der Schenk von Limpurg gebrandschatzt und geplündert hatte, weil die Langenburger Familie sich dem Gebannten entzog. Die Brandschatzer mußten auf Kaisers Befehl Langenburg wieder aufbauen und Entschädigung zahlen.

Mit dem Markgrafen von Baden reist Gottfried noch im Winter nach Italien zum Kaiser, um ihm den Ernst der Lage zu schildern und ihn aufzufordern, sofort in Deutschland Ordnung zu schaffen. Als der Kaiser mit Elefanten und Kamelen und dem ganzen byzantinischen Prunk von der Steiermark herkommend in Deutschland erschien, fielen ihm widerstandslos fast alle deutschen Fürsten zu. Nur der Niederadel und die alten Parteigänger hielten zum gebannten König. Damals trat auch der zweite Bruder, Konrad von Hohenlohe, der Feldherr, auf, der in Schwaben die Burgenbelagerungen (Hohenneuffen) leitete und im Ermstal den Kaiserlichen zum Siege verhalf. Der Dank des Kaisers blieb nicht aus. Die Hohenloher wurden mit der Grafschaft Romagniola belehnt. Gottfried und sein Schwager Konrad von Krautheim konnten ihr Gebiet auf Kosten des Schenken zu Limpurg beträchtlich vergrößern (Schenkenburg, Virnsberg, Weidmannshof).

Gottfried hält sich bis 1237 am Hof auf. Er ist am Hoftag zu Wien 1237, der glänzendsten Fürstenversammlung, mit dabei und wählt den jüngeren Kaisersohn Konrad (IV.) zum König, nachdem Heinrich abgesetzt und

in strenge Haft in italienische Gefängnisse geschleppt worden war (gest. 1243).

Gottfried amtet von 1237 bis 1246 zunächst als Rat König Konrads in Italien und bei Belagerungen und dann als Haupt der Reichsregierung in Deutschland. Schwager Kraft von Krautheim unterstützt ihn. Der Kaiser empfiehlt seinem Sohn, sich des Rates und der Erfahrung Gottfrieds bei allen wichtigen Entscheidungen zu bedienen. 1245 begleitet er den König nach Verona zu einer Begegnung mit dem Kaiser. Am Unglückstag, dem 5. August 1246, in der Wetterau bei Frankfurt, verliert Gottfried viele Reiter (150 nach einer Mitteilung), als der König zur Abwehr des Gegenkönigs Heinrich Raspe sein Heer gesammelt hatte und unter Anführung der beiden Grafen von Württemberg von allen Großen Schwabens verlassen und verraten worden war. Gottfried flieht mit dem jungen König über Ulm nach Bayern; ist bei der Hochzeit Konrads mit der bayerischen Prinzessin Elisabeth anwesend und übt am Regensburger Hof (Konrad kehrte nie mehr nach Schwaben zurück) seine beratenden Pflichten aus.

Er ist 1254 gestorben, reich belohnt von seinem König. Er konnte mit 3000 Mark Silbers das staufische Rothenburg in Franken kaufen. Neben seinen Einnahmen aus dem deutschen Besitz hat er Bargeld aus seinen italienischen Einkünften. Bei seinem Tod hat er Besitz in den fränkischen Tälern des Kocher, der Jagst, Tauber und Hollach. Ihm gehören Waldenburg, die Vogtei Schäfersheim, Öhringen (1253) neben dem Stammsitz Weikersheim und der erworbenen Burg Langenburg.

Gottfrieds Nachkommen waren die Herren von Weikersheim und Uffenheim. Letztere erloschen 1412. Die Weikersheimer zweigten sich 1551 ab in die zwei Äste Neuenstein und Waldenburg, die bis heute blühen.

Bruder Konrad, der zweitälteste, ist in den Urkunden als der tapfere Krieger und Diplomat festgehalten, der an der Seite Kaiser Friedrichs in den vielen Streitigkeiten mit dem Papst in Italien und beim Kreuzzug in Arabien (Gaza-Streifen) und Palästina und im schwäbischen Feldzug von 1235 eine führende Rolle spielte. Wir kennen ihn als Besitzer der Grafschaft Mollise (Abruzzen) und in der Stellvertreterschaft der Grafschaft Romagniola. Konrad hält sich mehr in Italien als in Deutschland auf, er leitet dort die wichtigen Belagerungen im Kampf mit den lombardischen Städten und dem Papst oder übt am Hof von Capua und Foggia Diplomattendienste aus.

1243 belehnt ihn der Kaiser mit der Herrschaft Brauneck im Hohenlohischen. Der Mannesstamm der Braunecker Hohenloher stirbt 1390 aus. Gemeinsam handelt er mit Bruder Gottfried als Berater König Konrads IV. in Verona und als Gesandter unter den deutschen Bischöfen zwecks Friedensvermittlung zwischen dem gebannten Kaiser und dem Papst Innocenz IV., der geschworen hatte, die Stauferbrut auszurotten.

Neben der Herrschaft Brauneck gehört ihm im nördlichsten Teil Hohenlohes noch Röttingen (Familienentscheid mit Schwager Kraft von Krautheim) und die Vogtei über

das Stift Ebrach. Unter seinen Nachkommen finden wir Markgrafen von Baden, Schenken von Limpurg und den berühmten Konrad von Weinsberg.

Der dritte Bruder Heinrich ist in die Geschichte des Deutschordens eingegangen. 1218 wird er noch als puer bezeichnet, 1225 tritt er in Apulien in der Gefolgschaft des großen Hochmeisters Hermann von Salza (Thüringen) auf. 1226 ist er bei Hermann in Mantua tätig. Das Amt des Deutschmeisters bekleidet er von 1232 bis 1242. Neben Bereinigung von Familiensachen zeichnet er sich besonders als Vermittler in den wüsten Ketzerstreitigkeiten um 1231/32 aus, gründet 1234 die Kommende Marburg, missioniert für den Orden in Steiermark und Italien. Das Schisma nach Hermann von Salzas Tod (1239), wo Konrad von Marburg und in Palästina Gerhard von Malberg als Hochmeister gewählt werden, veranlaßt ihn, sein Deutschmeisteramt niederzulegen. Wir finden ihn 1243 in anstrengender Vermittlungsmission beim Papst in Rom wegen des gebannten Kaisers, dann 1243 in Akkon, wo er in Montfort zum Hochmeister gewählt wurde.

1244 ist er beim Papst in Lyon, wobei ihm Innocenz IV. zustimmt, daß Malberg mit flandrischen Templern abgefunden werden soll. Leider scheitern seine Missionen in dem Papst-Kaiser-Streit, die Unversöhnlichkeit beider Partner vermag der deutsche Meister, der „so geschickt ist in Werken und Worten“, nicht zu brechen.

Seine glänzende Verteidigung Palästinas ermöglicht ihm als dem ersten Hochmeister eine Reise nach Preußen (Pomerellen), um im März 1246 in Thorn die erste Ordensprovinz Elbing-Orlow-Kulm zu gründen. Er festigt das Bündnis mit Polen und den Piasten und gewinnt eine wirtschaftliche Unterstützung Lübecks. Sein Vetter Poppo von Osterhohe wird der erste Landmeister von Preußen-Litauen.

1246 befindet er sich in Wien bei der „Königin der Tränen“, der Witwe König Heinrich (VII.), die ihre zwei Kinder verloren hatte und von Ottokar von Böhmen in ein Kloster gesperrt wurde.

Wieder in Mergentheim, festigt er die Verbindung mit Riga. 1248 stellt er das Mergentheimer Kapitel für den Kreuzzug Ludwig des Heiligen zur Verfügung, eilt selbst nach Palästina, wo er am 16. August 1250 gestorben ist.

Wir sehen, so beschloß Gerd Wunder seinen Vortrag, in den drei Brüdern einen nachher von den Hohenlohe nie mehr erreichten Ausgriff in die hohe Politik und Diplomatie, in die militärischen Erfolge und in das geistlich-ritterliche Versöhnungswirken in einer Zeit der schärfsten Konflikte zwischen kaiserlicher und päpstlicher Macht. Wir sehen weiter, wie das fränkische Hohenloher Gebiet ein Durchgangsland ist nach allen Richtungen: im Westen bis Lyon, im Norden bis Riga-Lübeck, im Süden bis Arabien-Jerusalem und im Osten bis Wien.

Ernst Müller

## BUCHBESPRECHUNGEN

### *Chronik der Stadt Stuttgart 1913-1933*

Im Mai 1898 hatten Gemeinderat und Bürgerausschuß der Stadt Stuttgart beschlossen, eine amtliche Ortschronik herauszugeben. Sie sollte „eine geordnete Übersicht über alle Geschehnisse des abgelaufenen Jahres vermitteln, aus der zu entnehmen ist, was die Stadt und der in ihr lebende Gemeinsinn in Erfüllung der mannigfachen Aufgaben des öffentlichen Lebens zustande gebracht haben . . . und was an denkwürdigen Ereignissen ernster und froher Natur die Einwohnerschaft Jahr um Jahr bewegt hat“. Als Folge dieses Beschlusses sind für die Jahre 1898-1912 fünfzehn Bände der „Chronik der Haupt- und Residenzstadt Stuttgart, herausgegeben vom Gemeinderat“ erschienen, in denen das städtische Geschehen für jedes Jahr bis ins einzelne getreulich aufgezeichnet ist. Das Material für das Jahr 1913 lag im Sommer 1914 gesammelt vor; aber der Ausbruch des ersten Weltkriegs hat seine Aufbereitung verhindert. Und es hat ein halbes Jahrhundert gedauert, bis die mannigfachen Bemühungen städtischer Dienststellen, vor allem des Stadtarchivs, Erfolg hatten und der Plan, den Anschluß an das Jahr 1912 durch mehrere Bände mit gestrafften Darstellungen der stadsgeschichtlichen Ereignisse herzustellen, verwirklicht werden konnte. Zuerst ist 1964 als Nr. 17 der Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, die im Verlag Ernst Klett in Stuttgart betreut werden, die *Chronik der Stadt Stuttgart 1918-1933* (XVI und 380 Seiten Text und 24 Seiten Bildtafeln, Leinen DM 15.-) veröffentlicht worden. Sobei ist nun die *Chronik der Stadt Stuttgart 1913-1918* gefolgt (Veröffentlichung des Archivs der Stadt Stuttgart Nr. 16, XII und 254 Seiten Text und 28 Seiten Bildtafeln, Leinen DM 15.-). Verfasser beider Bände ist Dr. Wilhelm Kohlhaas, unseren Lesern wohlbekannt als zeitweiliger Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes und regelmäßiger Mitarbeiter der „Schwäbischen Heimat“. Er ist wie kaum ein anderer zum Chronisten geboren, weil sich in seiner Person die Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe des Geschichtsforschers und die dichterische Beherrschung der Sprache paaren mit der Liebe zu seiner Geburts- und Heimatstadt. Beiden Bänden hat Oberbürgermeister Dr. Klett Geleitworte beigegeben, und man kann angesichts der stattlichen, sehr gut ausgestatteten Bände verstehen, daß er glücklich ist, die Chronik „der Öffentlichkeit übergeben zu können, der älteren Generation zur Erinnerung, den jüngeren Bürgern der Stadt zum Kennenlernen eines wesentlichen Abschnitts unserer Stadtgeschichte, allen aber zum vertieften Verständnis des Weges, den Stuttgart seither gegangen ist“. Der Erste Bürgermeister Josef Hirn hat zu dem 1964 erschienenen Band ein Vorwort beigesteuert, in dem er über die Vorgeschichte und den Plan des Chronikwerkes berichtet; Hirn hat dem Unternehmen stets seine besondere Förderung angedeihen lassen.

Bei einem kurzen Überblick über den Inhalt folgen wir den Ereignissen chronologisch, ohne Rücksicht auf das frühere oder spätere Erscheinen des einzelnen Bandes. Die Darstellung setzt ein mit den letzten Friedensjahren und schildert Stuttgart als Residenzstadt, als Beamten- und Garnisonstadt, in der der Bürger zufrieden seiner Arbeit nachging und in der das kulturelle Leben blühte. Nicht zuletzt dank der vorurteilslosen Förderung durch König Wilhelm II. standen sowohl die bildenden Künste wie Theater und Musikpflege im damaligen Stuttgart auf beachtlicher Höhe. Wir erfahren Einzelheiten über den städtischen Haushalt, über Wasser-, Gas- und Strom-

versorgung, Straßenbahn, Feuerwehr (1913 wurde die erste Motorfeuerspritze angeschafft). Im Schulwesen und in der Wohlfahrtspflege wurde Vorbildliches geleistet. In die Berichtszeit fällt der Neubau des Hauptbahnhofes nach Plänen von Paul Bonatz und die Neckarregulierung. – Der Ausbruch des Krieges stellte die Stadtverwaltung vor gewaltige neue Aufgaben. Der „Städtische Hilfsausschuß“ übernahm die Fürsorge für die Familien der Ausmarschierten (aus ihm hat sich nach 1918 das Städtische Wohlfahrtsamt entwickelt). Ergreifend zu lesen, wie der König im Hof der Rotebühlkaserne mit tränererstickter Stimme die Stuttgarter Regimenter zum Ausmarsch ins Feld verabschiedete. Der Überschlag der ersten Kriegstage ist auch in Stuttgart bald ernster Besinnung gewichen. Die Überschrift eines Kapitels „Die Stadt als Notgemeinschaft“ zeigt den ganzen Ernst der Lage, und mehr und mehr rücken die Probleme der Kriegsoferfürsorge, der Lebensmittelknappheit, des Brennstoffmangels in den Vordergrund. – Ein Kabinettstück knapper Geschichtsdarstellung ist die Schilderung der Novemberrevolution 1918 in Stuttgart; insbesondere die Vorgänge im Wilhelmpalais werden beleuchtet, wobei die Legende von Esterle als dem Beschützer des Königs endgültig zerstört wird. Die oberen militärischen Kommandostellen erscheinen in einem nicht eben rosigen Licht; nicht ohne bitteren Nachgeschmack liest man, wie der König mehr oder weniger schutzlos am Nachmittag des 9. November 1918 seine Hauptstadt verlassen hat. Der zweite Band (1918–1933) schildert in einem ersten Hauptteil „Die Hauptstadt zwischen zwei Staatsumwälzungen“. Mit dem 9. November war die Revolution ja nicht zu Ende. Unter dem Vorsitz des gemäßigten Sozialdemokraten Wilhelm Bloss bildete sich eine „Provisorische Regierung“, der es gelang, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten; ein Putschversuch linksradikaler Kreise in Stuttgart im Januar 1919 wurde nach wenigen Tagen niedergeschlagen. Württemberg wählte schon am 12. Januar 1919 seine Verfassgebende Landesversammlung, in der die beiden sozialdemokratischen Parteien mit 56, die bürgerlichen Gruppen mit 94 Sitzen vertreten waren. Eine Koalitionsregierung von Sozialdemokratie, Zentrum und Demokratischer Partei leitete die demokratische Konsolidierung des Landes ein, die auch der Stadtverwaltung zugute kam. Der Chronist berichtet über die Zusammensetzung des Stuttgarter Gemeinderats und über den städtischen Haushalt in der Inflation, über die Zwangsbewirtschaftung der wichtigsten Lebensmittel und der Brennstoffe und den Kampf gegen die Wohnungsnot. Die Jahre 1924–1928 brachten allenthalben eine Stabilisierung der Verhältnisse und einen Neuaufbau des Wirtschaftslebens, namentlich Daimler und Bosch nahmen einen starken Aufschwung. Freilich verschonte die 1929 einsetzende Wirtschaftskrise auch Württemberg und seine Landeshauptstadt nicht, die Zahl der Arbeitslosen stieg, die Steuereinnahmen gingen zurück, die Stadt hatte schwere Haushaltssorgen. Der Nationalsozialismus gewann in Württemberg nur langsam Boden. Im Stuttgarter Gemeinderat erlangten bei der Wahl im Dezember 1931 die Nationalsozialisten 7 Sitze von insgesamt 60; es war eine unbedeutende Oppositionsgruppe. Erst nach der Machtübernahme durch Hitler im Reich am 30. Januar 1933 wurde auch in Württemberg die Gleichschaltung vollzogen. Auf dem Stuttgarter Rathaus wurde Dr. Karl Strölin als Staatskommissar für das Bürgermeisteramt eingesetzt; nach dem Ausscheiden von Oberbürgermeister Dr. Lautenschlager im Mai 1933 wurde er dessen Nachfolger und hielt die Geschicke der Stadt bis 1945 in Händen. Unter Lautenschlagers Führung hatte sich Stuttgart von der königlichen Residenzstadt zur modernen Großstadt entwickelt. Wie diese Entwicklung sich

im einzelnen vollzogen hat, schildert Kohlhaas im zweiten Hauptteil dieses Bandes: „Die städtischen Dienste in ihren Einzelgebieten.“ Wir hören vom Aufbau der städtischen Ämter, vom Bevölkerungsstand und der Eingemeindungspolitik, vom Ausbau des Neckarkanalens, vom Bäderwesen, von Kraftfahrzeug- und Luftverkehr. Besondere Aufmerksamkeit wird der städtischen Baupolitik, den technischen Versorgungseinrichtungen, der Wohlfahrts- und Gesundheitspflege, dem Sport gewidmet, das kulturelle Leben wird in einem dritten Hauptabschnitt behandelt: Schulwesen, Bibliotheken und Archive, gewerbliche und wissenschaftliche Sammlungen, Museen und Kunstsammlungen, Theater und Musikpflege, Presse und Rundfunk, Heimatpflege. In einem eigenen Kapitel wird das kirchliche Leben dargestellt.

Beide Bände bringen als Abschluß eine Totenschau, in der die verstorbenen Stuttgarter Bürger von Rang und Namen mit Personalangaben aufgezählt sind, sowie eine knappe chronologische Übersicht über die wichtigsten Ereignisse des städtischen Geschehens. Sorgfältige Namensverzeichnisse helfen mit zur Erschließung des reichen Inhalts der Bände. Bleibt noch hervorzuheben, daß jeder der beiden Bände einen Anhang mit höchst aufschlußreichen und vielfach bisher unveröffentlichten Bildern enthält. Alles in allem: dem Chronisten Dr. Kohlhaas ist ein Werk aus einem Guß gelungen; Stuttgart kann sich seiner Chronik 1913–1933 freuen und erwartungsvoll dem Erscheinen weiterer Bände entgegensehen.

O. Rühle

*Heilbronn mit Böckingen, Neckargartach, Sonthheim.* Die alte Stadt in Wort und Bild. Fotos von 1860 bis 1944. Text von Helmut Schmolz und Hubert Weckbach. Anton H. Konrad Verlag, Weißenhorn, 1.–3. Auflage 1966, DM 19.80.

Geschichts- und Heimatfreunde sind Menschen der Erinnerung. Das bedeutet, daß ihnen der ganze Reichtum vergangenen Lebens zur Verfügung steht. Von dem vorliegenden Band geht der volle Zauber einer solchen, im Kampf gegen die Zeit siegreichen Erinnerung aus, einer Erinnerung, die nicht abstraktes Wissen bleibt, sondern sich in lebendiger Anschauung erfüllt. In 96 Bildtafeln erlebt man Alt-Heilbronn (vom Zeppelin aus 1930 aufgenommen, städtebauliche Partien und Einzelbauten mit fast vergessenem Geschichtsgut – einschließlich des Platzkonzerts der Regimentskapelle des 122. Füsilierregiments auf dem Marktplatz anlässlich Königs Geburtstags 1912, der Böckinger „Gleislosen“ von 1911/14, des im Bau befindlichen Hauptbahnhofes, des Trauerkondukts für Major Kramer 1905, des Stadtfischers Buck, des Cäcilienbrunnens mit Tambourmajor, trommelnden und trompetenden Soldaten usw. usw.: es sind oft Kleinigkeiten, die diese Bilder so lebendig machen). Sämtliche Aufnahmen entstammen der Photo-Sammlung des Stadtarchivs. Vier Stadtpläne sind beigegeben. In 64 Seiten Text geben Helmut Schmolz und Hubert Weckbach (man wüßte doch recht gern, *wer* eigentlich *was* geschrieben hat) eine Einführung und zu jeder Abbildung 70–80 und mehr Zeilen Anmerkungen, die eine Fülle stadthistorischen Quellenmaterials erheben und die Literatur gewissenhaft verwerten. Oberbürgermeister Meyle, der verdiente Förderer der Publikation, hat im Vorwort den Band, der als 14. Band der Veröffentlichungen des Archivs der Stadt erschien, als ein Geschenk an die Stadt bezeichnet. Er ist darüber hinaus ein Geschenk an alle, die Alt-Heilbronn kannten und liebten, heute noch lieben, darum auch seinen Untergang immer noch nicht verschmerzen können. Dem Verlag gebührt ob der vorbildlichen Publikationsarbeit besondere Anerkennung.

Adolf Schabl

*Albert Rilling, Cannstatt seit 6000 Jahren.* Privatdruck. Das mit aller Liebe ausgestaltete Werk eines Mannes, der sich mit seiner Heimat eng verbunden weiß, will nach dem Vorwort die Vergangenheit eines kleinen Stückchens Erde, das als Heimat gilt, nach dem gegenwärtigen Stand des Wissens all denen, „welche den rätselvollen Geist dieses Stückchens Erde in sich fühlen“ darstellen und zum Bewußtsein bringen. So geht die Darstellung von jenen unendlich fernen Zeiträumen aus, in welchen sich die Urahnen der heutigen Tierwelt von der Gemeinschaft der Pflanzenzellen lösten und eine neue Entwicklungsreihe zum Hohltier, Wurm und Manteltier beginnt. Die in ihrem sachlichen Gehalt poetisch erklärte Einleitung führt zu den Zeiten, in welchen sich im Cannstatter Becken der Muschelkalk bildete und vulkanische Erscheinungen, die bis zur Gegenwart nachwirken, dem Cannstatter Boden neue Gesteinsformen zufügten. Die Entwicklung der Tierwelt im Wechsel der erdgeschichtlichen Wandlungen, der klimatischen Verhältnisse und der entsprechenden Landschaftsbilder, wie sie die Forschung seit dem letzten Jahrhundert aus den örtlichen Funden und Beobachtungen erschließt, wird vor dem Hintergrund weltweiter Forschung deutlich und in den großen Zusammenhängen sichtbar gemacht. Ein großer und einprägsamer Abschnitt ist dem Werden des Menschen gewidmet und gibt einen guten Ausgangspunkt für die Betrachtung vorgeschichtlicher Kulturen, die ihre Spuren auf dem einheimischen Boden hinterlassen haben. Auch hier wird die Aufmerksamkeit immer wieder auf die großen, durch überörtliche Forschung gesicherten Zusammenhänge gelenkt. Ausführlich und mit reichen Bildern ergänzt wird die Keltenzeit in dem letzten halben Jahrtausend vor Christus zum Leben erweckt. In einer aufschlußreichen Zusammenfassung erstet das römische Cannstatt mit seinen Einzelheiten, wie wir sie einer langen Forschung verdanken, wieder. Das alemannische Cannstatt wird noch einmal im Rahmen größerer Zusammenhänge dargestellt, dann verengt sich die Betrachtung mehr und mehr zu chronikalischen Aufzeichnungen der mittelalterlichen und neueren Geschichte. Der Wechsel im Stil des zweiten, kleineren Teiles des Buches erhält im Nachwort seine Begründung damit, daß dafür ein zweiter Verfasser vorgesehen war, dem der Tod die Feder aus der Hand genommen hat. Bei aller Würdigung der wissenschaftlich gut fundierten Angaben darf man doch etwas Zweifel daran haben, ob der Ortsname Cannstatt als solcher wirklich auf die mittlere Steinzeit zurückgeführt werden kann. Das tut aber der Freude, die das Werk dem aufgeschlossenen Leser bereitet, keinen Eintrag. Man wird es schon um seiner zahlreichen und gut gewählten Bilder willen immer wieder einmal gerne in die Hand nehmen und sich zum Nachdenken anregen lassen.

Willy Baur

*Edwin Fels, Der wirtschaftende Mensch als Gestalter der Erde* (Neuaufgabe 1967). Franckh'sche Verlagshandlung W. Keller & Co, Kosmos-Verlag Stuttgart. 312 S. mit 60 Textabbildungen und 16 Tafeln. 58 DM.

Als ein im tiefsten Sinne politisches Buch ist das Wiedererscheinen des Werks von Edwin Fels zu begrüßen, der bis zu seiner Emeritierung das Geographische Institut der Freien Universität Berlin leitete. Aus der Untersuchung der Einflüsse auf Erdgestalt und Gewässer durch Ausbeutung und Nutzung, der Einwirkungen sogar auf das Klima, auf die Pflanzen- und Tierwelt drängt sich gebieterisch die Sorge auf, wohin die steile Entwicklung der letzten anderthalb Jahrhunderte seit dem Beginn des Maschinenzeitalters künftig führen wird.

Nicht mit Unrecht hat der dem Griechentum besonders vertraute Betrachter in seinem achten Jahrzehnt das sophokleische Motto in die neue Deutung gefaßt, daß „nichts unheimlicher ist als der Mensch“. Doch er zieht die Summe seines Forschens nicht in rückwärtsgewandter Klage oder hilfloser Zukunftsangst, sondern mit dem stolzen Satz: „im Ganzen ist dies Bild doch bewundernswert und zwingt zur Ehrfurcht“. Diese Ehrfurcht aber muß immer neu bestätigt, in der Verantwortung vor der Zukunft der Menschheit verdient werden, und es stimmt nachdenklich, daß in andern Ländern diese Verpflichtung weit stärker erkannt und beherzigt ist. So muß dies Werk eines weltkundigen Deutschen gerade in seinem Lande die Beachtung finden, die mehr ist als alles Rühmen: die Beherzigung in der Praxis, in den Händen der Lehrenden und Planenden, und nicht zuletzt in den Handbüchern unsrer Parlamentarier! – Der Preis mag nicht „billig“ scheinen – doch er ist es, wenn man den Wert des Gebotenen und die Mühe rechnet, bei der Verfasser und Verlag alles getan haben, um eine vollständige Übersicht der heutigen wirtschaftsgeographischen Bedingungen anschaulich zu machen. *W. Kohlbass*

*Volkserzählungen aus Lothringen.* Unveröffentlichte Quellen. Gesammelt und aufgezeichnet von *Angelika Merkelbach-Pinck*. (Veröffentlichung der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker.) Münster, Aschendorff, 1967. 252 Seiten, kart. 22 DM, Ln. 24 DM.

Vor 115 Jahren gab der Tübinger Orientalist Ernst Meier seine „Deutschen Volksmärchen aus Schwaben“ heraus. Dies blieb, sieht man von mehr oder weniger artifiziiellen Schöpfungen und von pädagogischen Bearbeitungen ab, die einzige schwäbische Märchensammlung, und auch sie enthält nur eine relativ kleine Zahl von Geschichten, die zudem vielfach den bekannten Grimmschen Kinder- und Hausmärchen eng verwandt sind. Schwaben hat also nur eine dürftige Märchentradition nachzuweisen, und man hat oft die Frage diskutiert, warum das so ist: Liegt dem Schwaben das unverbindlich Fabulierende nicht, worauf auch die Lokalisierung der Meierschen Märchen hinweisen könnte? Spielt die religiöse Einstellung eine Rolle, für die es zwar Wunder, aber keine Märchenwunder gibt? Hat das relativ hohe Bildungsniveau, die enge Verbindung von Stadt und Land zu einer rational-kritischen Haltung geführt, die das Märchen verschwinden ließ? Oder hat man bei uns nur seltener und schlechter gesammelt?

Diese Diskussion wird weitergehen, hin und wieder angestachelt durch Sammlungen aus Nachbarlandschaften, nach denen man mangels eigenen Schätzen um so begieriger greift. Dies gilt etwa für die donauschwäbischen Märchen des jetzt in Württemberg ansässigen Anton Krukenfelner, die Henßen herausgab, und es gilt genauso für die reizvolle Ausgabe von „Volkserzählungen aus Lothringen“, herausgegeben von *Angelika Merkelbach-Pinck*, die seit einigen Jahren in Kilchberg bei Tübingen daheim ist – die aber immer noch unermüdlich dabei ist, die schöne Tätigkeit zum Abschluß zu bringen, die sie schon vor dem Ersten Weltkrieg zusammen mit ihrem Bruder Louis Pinck in Lothringen begann. Von Louis Pinck stammen eindrucksvolle Volksliedersammlungen, von *Angelika Merkelbach-Pinck* nicht weniger eindrucksvolle Darstellungen von Erzählgut und Brauch der Lothringer.

Nimmt man die Erzählungen zur Hand, so muß man zunächst das betont „Kindertümliche“ und Pädagogische, das sich leicht mit dem Begriff des Märchens ver-

bindet, beiseiteschieben: diese Märchen sind oft übermütig witzig, voll von Anspielungen und Erinnerungen und unmittelbaren Einwirkungen des Milieus der Erzähler. Die mundartliche Form, geschickt und ohne allzu schwierige Hieroglyphen in den Druck übersetzt, gibt den Erzählungen Farbe und Leben. Besonders hervorzuheben ist, daß Angelika Merkelbach nicht nur präzise mitteilt, wann und wo und von wem sie die einzelnen Erzählungen gehört und aufgenommen hat, sondern daß sie darüber hinaus die Orte und die Häuser charakterisiert, in denen sie ihre alten Freunde besuchte, und daß dieser Schlußabschnitt auch manche wichtigen Hinweise auf die einzelnen Erzähler enthält. *Hermann Bausinger*

### *Schwäbische Wanderbücher*

Der Verlag J. Fink in Stuttgart bringt handliche Wanderbücher heraus, die allen Heimat- und Wanderfreunden wärmstens zu empfehlen sind. Sie wollen die altbewährten Schwäbischen Wanderführer von Julius Wais nicht etwa ersetzen; sie stellen vielmehr eine treffliche Ergänzung zu diesen dar, indem sie ein neues Ordnungsprinzip durchführen, nämlich *Rundwanderungen*. Gedacht ist dabei in erster Linie an den motorisierten Wanderfreund, der unabhängig von Fahrplänen oder öffentlichen Verkehrsmitteln mit seinem eigenen Wagen hinausfährt, um diesen an einem der Wanderparkplätze, die Wandervereine, Forstverwaltungen, Landkreise und Gemeinden vielerorts angelegt haben, abzustellen und dann eine kürzere oder längere Fußwanderung zu machen, die ihn zum Abstellplatz zurückführt. Welch großen Anklang diese Art von Führern gefunden hat, zeigt die Tatsache, daß der im Frühjahr 1966 erschienene erste Band dieser Art noch im Erscheinungsjahr eine zweite Auflage erlebt hat. Es waren die *Rundwanderungen Schwäbische Alb*, begangen, beschrieben und gezeichnet von *Werner Schmidt* (112 Seiten, DM 7,80). 50 Wandervorschläge führen zu den schönsten Zielen zwischen Brenz und Donau; darunter finden sich kurze Spaziergänge ebenso wie größere Tagestouren. Jede Route ist mit einer typischen Federzeichnung und einer genauen Planskizze, sowie mit Zeitangaben versehen. Direktor *Georg Fahrbach*, der Vorsitzende des Schwäbischen Albvereins, hat dem Band ein Geleitwort beigegeben, das mit den beherzigenswerten Worten schließt: „Mögen immer mehr Menschen einsehen, wie gesund für sie die gleichmäßige Bewegung in frischer, reiner Luft abseits der Hast und Hetze der Straßen und Städte, also das Wandern ist.“ – Die *Rundwanderungen im Schwarzwald* hat ebenfalls *Werner Schmidt* beschrieben (110 Seiten, DM 7,80). Auch in diesem Band sind 50 Wandervorschläge vereinigt, die zu den schönsten Punkten des Schwarzwalds zwischen Pforzheim und Basel in größeren Spaziergängen, Halb- und Ganztagswanderungen und einigen mehrtägigen Touren führen. Dem Band hat der Präsident des Schwarzwaldvereins, *Dr. Walther Schweigler, Freiburg*, ein Geleitwort beigegeben. – *Rundwanderungen – kreuz und quer durchs Unterland* hat *Walter Pflüger* begangen und beschrieben (118 Seiten, DM 7,80); wiederum 50 Wandervorschläge, die in die Täler des unteren Neckar, der Enz, der Zaber, der Rems, der Murr, des Kocher und der Jagst und die sie überragenden burggekrönten Hügel führen. Der Dichter *Otto Rombach* hat ein feinfühliges Geleitwort beigegeben, indem er die Brücke von den Schwaben zu den Franken schlägt. Die Illustrationen und Kartenskizzen

stammen ebenso wie die der beiden vorgenannten Bände Alb und Schwarzwald aus der Feder von *Werner Schmidt*, so daß sich alle drei Bände in einheitlicher Ausstattung präsentieren.

In diesem Zusammenhang sei noch auf das *Stuttgarter Wanderbuch*, bearbeitet und herausgegeben von *Georg Fahrbach* (J. Fink Stuttgart, 110 Seiten, DM 7,80) hingewiesen, das neben einem Geleitwort von Oberbürgermeister Dr. Klett und einem Vorwort des Herausgebers wertvolle Beiträge zur Landschaft, Geschichte und Kultur Stuttgarts aus der Feder hervorragender Sachkennner enthält: *Georg Wagner*, Die Entstehung der Stuttgarter Landschaft; *Helmut Dölker*, Zur Geschichte und Siedlungsgeschichte des Stuttgarter Raumes; *Albert Walzer*, Denkmäler der Kunst und der Geschichte; *Ulrich Seeliger*, Sehenswertes in Stuttgart; *Siegfried Geyer*, Der Wald um Stuttgart. *Georg Fahrbach* hat Spaziergänge zu lohnenden Ausflugspunkten in Stuttgart und Umgebung zusammengestellt und zusammen mit O.M. Coletis und Fritz Hartranft 33 Wandervorschläge im Umkreis um Stuttgart, der etwa begrenzt ist durch die Linie Böblingen, Leonberg, Ludwigsburg, Schorndorf, Kirchheim/T. und Nürtingen, ausgearbeitet. 8 Kunstdrucktafeln bereichern den Band, der nicht nur fremden Besuchern willkommen sein wird, sondern auch Einheimischen, weil sie daraus noch viel lernen können.

Den alten und jüngeren Freunden des Skisports dient ein *Schwäbisches Skiwanderbuch* von *Werner Junge* (J. Fink Stuttgart, 110 Seiten, DM 7,80). Es enthält neben allerlei praktischen Ratschlägen über das Skiwandern 40 Vorschläge für kleinere Touren für den Anfänger sowie längere Wanderungen, die größere Anforderungen an den Skiläufer stellen. Im wesentlichen sind die Alb und der nördliche Schwarzwald berücksichtigt. Vignetten von *Frieder Knauß* und Kartenskizzen von *Ewald Greschner* bereichern den Text. Ein Geleitwort des Präsidenten des Deutschen Skiverbandes, *Dr. Adolf Heine*, unterstreicht die Wichtigkeit des Skiwanderns im Gegensatz zum Pistenbetrieb. *Oskar Rühle*

In der im Verlag Heimat und Wirtschaft in Aalen von *Dr. Konrad Theis* und *Dr. Hermann Baumhauer* herausgegebenen Buchreihe „Heimat und Arbeit“, über die wir in unserer Zeitschrift schon mehrfach berichtet haben, sind neuerdings die Beschreibungen der Kreise *Emmendingen* (282 Seiten, 48 Tafeln, DM 16,80) und *Wolfach* (265 Seiten, 45 Tafeln, DM 18,80) erschienen. Die Reihe ist damit auf 25 Bände angewachsen. In der Art der bisher veröffentlichten Bände wird jeder der beiden Kreise nach Landschaft, Volkstum, Kunstdenkmälern, Geschichte und wirtschaftlicher Entwicklung dargestellt. Der Kreis Wolfach ist ganz vom Schwarzwald und seinen natürlichen Gegebenheiten geprägt, während der Kreis Emmendingen hinausgreift in die Oberrheinebene. Gilt es im Kreis Wolfach bei allem Fortschritt von Technik und Industrie eine gewisse Romantik zu bewahren – wir finden hier die stattlichsten Bauernhöfe, die schönsten Trachten und noch viel lebendiges Brauchtum –, so wird im Raum Emmendingen die Dynamik der neuzeitlichen wirtschaftlichen Entwicklung besonders sichtbar. Die von trefflichen Sachkennern verfaßten Beiträge werden durch gut ausgewählte Bilder ergänzt. *H. Schmauk*

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 2 164 308

## Neuer Vorsitzender des Deutschen Heimatbundes

Durch den westfälischen Heimatbund erhielten wir den folgenden „Lebenslauf“ von Herrn Landeshauptmann Dr. Dr. h. c. Anton Köchling, welcher in der Vorstandssitzung und Vertreterversammlung am 14. und 15. April in Düsseldorf einstimmig zum Vorsitzenden des Deutschen Heimatbundes in der Nachfolge des verstorbenen Staatsministers a. D. Dr. A. Flecken vorgeschlagen und gewählt wurde.

Wir möchten Herrn Dr. Köchling hiermit unsern Mitgliedern vorstellen und hoffen, daß unter seiner Leitung der Deutsche Heimatbund zum Nutzen unserer Sache eine weitere gute Entwicklung nehmen möge, zu der wir nach Kräften das unsrige beitragen wollen.

Dr. jur. Anton Köchling wurde am 3. Januar 1903 in Paderborn geboren. Seine Schulausbildung bis zum Abitur erhielt er mitten im Ruhr-Revier. Schon aus seinen Werdejahren ist er also mit den Menschen und den besonderen Problemen des Industriegebietes engstens vertraut. Mit der Befähigung zum höheren Verwaltungsdienst begann er seine Laufbahn als Regierungsassessor bei den Landratsämtern Hildesheim und Hameln-Pyrmont. Danach war er bei den Regierungen in Stettin, Aussig und Köln tätig. Als Oberregierungsrat wurde er 1948 vom Innenminister aus den Diensten des Landes Nordrhein-Westfalen beurlaubt, um die Geschäfte des Landkreistages Nordrhein-Westfalen wahrzunehmen. In der mehrjährigen Tätigkeit Dr. Köchlings als Geschäftsführer gewann der Landkreistag stark an Resonanz und Bedeutung auch gegenüber den anderen kommunalen Spitzenverbänden. Maßgebliche fruchtbare Arbeit leistete er als Vorsitzender des engeren Ausschusses der kommunalen Spitzenverbände bei der Ausarbeitung der neuen Gemeindeordnung und bei der Vorbereitung der Gemeindeverfassung.

Seit dem 1. August 1950 stand Dr. Köchling als Oberkreisdirektor an der Spitze der Verwaltung des größten Landkreises im Bundesgebiet in Recklinghausen. Auch hier ging er mit der ihm eigenen starken Aktivität an die Erfüllung der bedeutsamen Aufgaben heran, die diesem interessanten Industrielandkreis gestellt sind. Er pflegte von jeher über den Zaun zu blicken. Daher machte

er die Zusammenarbeit des Landkreises mit den Städten im westfälischen Raum zu seinem besonderen Anliegen.

Durch Beschluß der Landschaftsversammlung Westfalen-Lippe vom 29. März 1954 wurde Dr. Anton Köchling als Nachfolger des hochverdienten Landeshauptmanns Dr. Bernhard Salzmännchen an die Spitze der Verwaltung der alten Provinz Westfalen berufen. Seit dem 6. Mai 1953 hatte die landschaftliche Selbstverwaltung in Westfalen durch die vom Landtag Nordrhein-Westfalen verabschiedete Landschaftsverbandsordnung eine neue rechtliche Grundlage erhalten. Die Namen wechselten: aus der Provinz wurde der Landschaftsverband, aus dem Landeshauptmann der Direktor des Landschaftsverbandes. Geist und Substanz der westfälischen Selbstverwaltung aber blieben die gleichen.

Auch Dr. Köchling hat sich stets dieser Selbstverwaltung, wie sie durch den Reichsfreiherrn vom Stein auf westfälischem Boden entwickelt wurde, verpflichtet gefühlt. Er hat sich mit Tatkraft den großen und vielartigen Aufgaben des Landschaftsverbandes gewidmet, sowohl dem sozialen Gebiet, wie dem Straßenbau und der Wirtschaftsförderung und insbesondere der landschaftlichen Kulturpflege. Sein Bestreben war dabei, in der Sorge für die Menschen der westfälischen Heimat alle Kräfte der Landschaft, unabhängig von ihrer weltanschaulichen und parteipolitischen Einstellung, zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuführen. Insbesondere war und ist ihm die Förderung der landeskundlichen Forschung sowie der Ausbau und die zeitgerechte Aktivierung der Heimatarbeit in Westfalen ein persönliches Anliegen. Sichtbarster Ausdruck dieser Zielsetzung wurden der „Westfalentag“, der „Tag der westfälischen Geschichte“ und der „Westfälische Naturschutztag“. Seit 1957 ist Dr. Köchling Vorsitzender des Westfälischen Heimatbundes, ein Amt, das ihm im Februar 1967 erneut einmütig übertragen wurde.

Wir können uns darüber freuen, daß ein Mann, der sich in seinem engeren Landschaftsraum schon während seiner Amtszeit mit Tatkraft und Erfolg für die Belange der Heimat eingesetzt hat, sich bereitgefunden hat, nun in seinem Ruhestand für das ganze Bundesgebiet in diesem Sinne zu wirken.

W. K.

## Pfingsttage 1967 in Ochsenhausen

Pfingsttage im Oberland! Professor Dr. Dr. Merkle rief mit diesen Worten das Erlebnis ins Bewußtsein, welches die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes nun schon Jahre an Ochsenhausen fesselt, und er meinte damit die Begegnung mit der freieren, ursprünglichen Natur – in Landschaft ebenso wie Menschen – und mit der Welt des „rein Entsprungenen“ (Hölderlin) in der künstlerischen Kultur, alles in allem die Teilhabe an jedweder Schöpfung und an dem, der als Schöpfer Leben und Geist ist. Aus dieser zentralen Sicht gelang es ihm als Leiter der Veranstaltung eine geheime Verbindung zwischen allem Geschautem und Gehörtem herbeizuführen und Gemeinschaft unter den Teilnehmern zu stiften. Voraussetzung dafür war die gastfreundliche Aufnahme durch die Bürger von Ochsenhausen, der Stadtrat Fick in Vertretung für Bürgermeister Habrik persönlichen Ausdruck gab, und auch Oberstudiendirektor Rosenstock hatte – als Herr eines so schönen Hauses wie des ehemaligen Benediktinerklosters – die Zusammenkunft wieder ermöglicht, indem er den eben erneuerten Bibliotheksaal zur Verfügung stellte. Als besondere Vergünstigung wurde empfunden, daß er dazuhin die Erlaubnis gab, die in diesem Saal durch die Firma Reiser in Biberach eben aufgestellte Orgel vor der offiziellen Einweihung bespielen zu lassen. Sein Dank galt Hauptkonservator Dr. Supper als Entwerfer des Werks, der Orgelwerkstatt, dem Hochbauamt in Biberach und dem Kultusministerium.

Professor Stefan Ott von der Pädagogischen Hochschule in Weingarten ging es in seinem Eröffnungsvortrag über „Oberschwäbische Originale“ darum, das Wesen oberschwäbischer Originalität zu ergründen und ihre verschiedenen Erscheinungsformen, vornehmlich im literarischen Bereich, herauszustellen. Nachdrücklich wies er auf das sittlich Notwendige solcher Originalität hin, die einem „eigengearteten Wesen von werthafter Gestalt“ entspringe. Vom Originalen sei das Originelle als seine – menschlich unablösbare – Zerrform mit Neigung zu eigenwilligem, oft skurrilem Gebaren schwer zu trennen. Die Reihe der vorgeführten oberschwäbischen Originale begann mit dem Mundinger, einer Schwankfigur, die durch Wilhelm Schussen bekannt wurde. Brachte es dieser Mundinger doch sogar fertig, sich im Sarg von Wirtshaus zu Wirtshaus tragen zu lassen, um sich als scheinbar Toter des Erlasses seiner Zechschulden durch die Wirte zu versichern. Den Malefizschenken, Reichsgraf Franz Ludwig Schenk von Castell, charakterisierte der Vortragende als barocken Herrenmenschen mit Zügen des Originalen und Originellen, die belegt wurden. Auch der sprachgewaltige und sprachschöpferische Abraham a Sancta Clara (Hans Ulrich Megerle) kam zum Wort und erfreute durch das Salz seiner gesellschaftskritischen

Satire und des in Wort- und Reimspiel sprühenden Witzes. Es folgte Sebastian Sailer mit Ausschnitten aus seiner „Schöpfung“, die ihre Wirkung dem befreienden Lachen und Lächeln über eine allzumenschliche Gottesvorstellung verdankt. Carl Borromäus Weitzmann lernte man als Parodisten aus dem Geist der Aufklärung und des Josephinismus kennen. Über Michael von Jung, den Kirchdorfer Pfarrer, hörte man die kluge Bemerkung, daß seine Grablieder gesungen original wirkten, gesprochen nur originell. Auch der lachende Philosoph aus dem Allgäustädtchen Leutkirch war nicht vergessen, Dr. Owl-glass (Hans Erich Blaich), ebenso nicht Wilhelm Schussen (Frick) und seine Romane „Vincenz Faulhaber“, „Ein guter Stolperer“ und „Jakob Schäufoles philosophische Kuckuckseier“. Zuletzt wurde der Pfrungener Altbürgermeister Matthäus Walser als zeitgenössisches Original zitiert, der in einem 18 Jahre lang herausgegebenen Wochenblättle amtlichen Bekanntmachungen Gedichte über alle möglichen volkstümlichen Themen voranstellte. Die Ursache für die Originalität des Oberschwaben erblickte der Vortragende im landschaftlichen, soziologischen und konfessionellen Gefüge Oberschwabens.

Die traditionelle Ausstellung vereinigte diesmal Bilder von Meret Eichler aus Urbanstobel bei Kappel und Kleinplastiken von Hilde Broer aus Krefßbronn. Meret Eichler ist 1928 in Ravensburg geboren und studierte 1947–1953 unter E. Schumacher und K. Schmidt-Rottluff an der Hochschule für bildende Künste in Berlin; 1953 bis 1954 weilte sie zum Studium an der Ecole des Beaux Arts, Atelier des Fresques, in Paris. 1951 erhielt sie den Stroehrer-Preis und 1952 den 1. Preis des Instituts für Internationale Begegnung in Berlin. Studienreisen führten sie nach Südfrankreich, Italien, Spanien, Portugal, Jugoslawien, Griechenland und London. Sie trat bisher in zahlreichen Ausstellungen hervor. Im ersten Blick hin über die in Ochsenhausen ausgestellten Arbeiten wurde deutlich, daß Meret Eichler vielen künstlerischen Einflüssen offen stand und steht, jedoch die seltene – und man darf doch wohl sagen weibliche – Tugend besitzt, aus dem Aufgenommenen und Empfangenen durch persönlichste Aneignung ein Neues zu machen. Ihr Form-sinn ist erstaunlich, mit dem sie jeder von ihr angewandten Technik die besondere Möglichkeit abgewinnt. Das geht so weit, daß Ölgemälde, Aquarelle und Tafelbilder – um von der Graphik abzusehen – Formgruppen bilden, die sich deutlich voneinander unterscheiden, wobei jeweils eine Art „Gattungsstil“ entwickelt wird. In den Ölgemälden liebt Meret Eichler stillebenhafte Motive, die ganz ohne Inhalt schweigend in ihren Formen und Farben leben und darin bestehen, ja insofern sogar eigentlichen „Bestand“ haben als sich in diesen Farben und

Formen ein Ordnungssinn von bildgesetzlicher Strenge offenbart. Da ist kein Stück, das nicht „Teil“ wäre. Das Bild wird zum Gleichnis einer sehr festen Einheit und Ganzheit. Die Bildlinien, vor allem der Waagrechten und Senkrechten, geben das Gerüst. Die Farben meiden alles lokalfarbig Bunte, sie schließen sich harmonisch zum Farbkreis zusammen, so doch, daß in der Fläche eine „tonangebende“, stimmungstragende, mitunter gefühls- und empfindungsbetonte Farbe dominiert. Stellenweise wird ein Hang zur lyrischen „Monotonie“ deutlich. Frei von allem Konstruktiven, das in den Ölgemälden der ungeordneten Welt mit Anspruch entgegentritt, bewegen sich die Aquarelle ganz im Element des flüssig Farbigen, das reich in sich differenziert ist, zugleich aber in großen Kontrasten auseinandertritt. Sieht man genauer zu, so gewahrt man, daß auch in diesem Farbleben geheime Kompositionsgesetze enthalten sind, die das Bild zu einem betonten Ordnungsgefüge machen. Das steigert sich in etlichen Bildern, so des Hafens von Matala mit Segelbooten, zu kubistischer Wirkung. Tuschezeichnungen von hoch in der Fläche zusammengeführten Landschaften und die sehr schöne Umrisszeichnung eines Mädchenkopfes schlossen sich an. Groß war die Zahl der Holztafeln, die in einer eigenartigen Poliertechnik ausgeführt sind. Ihre Motive gelten einer naturnahen menschlichen Gesellschaft. Es ist für die Formempfindlichkeit der Malerin charakteristisch, daß sie in dieser Technik ganz neue Möglichkeiten entwickelt. Weder gewahren wir hier die streng organisierenden Bildlinien der Ölgemälde noch die vollen Farbklänge der Aquarelle, sondern es werden Formgebilde von Menschen, Tieren, Pflanzen frei in die Fläche gesetzt und zwar in aufeinander abgestimmten und sich sogar durchdringenden förmlichen „Parzellen“, Teilstücken also der Fläche, die eng verwoben und verflochten sind und miteinander ein Formnetz bilden, das keine Lücken kennt und sich trägt. Die Farben sind dabei gedämpft. Diese Technik benützt Meret Eichler zu persönlichen dichterischen Aussagen. Verbinden doch sogar ihre Linolschnitte Bild und Wort. Ein Vers scheint für ihr ganzes Schaffen anwendbar:

„Und des letzten  
Steintrogs Form  
Hält noch das Maß  
Der schöpfenden Hand.“

Hilde Broer ist als Bildhauerin in ganz Oberschwaben und darüber hinaus bekannt. Sie wurde 1904 in Witten (Westfalen) geboren und besuchte 1924–1927 die Kölner Werkschulen für Plastik und Töpferei, anschließend die Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst in Berlin, wo sie Meisterschülerin von Prof. Ludwig Gies war. Seit 1943 lebt sie in Krefßbronn. Ab 1948 erhielt sie viele Aufträge für den bildlichen Schmuck von Glocken, insgesamt etwa von 50 bis 60 Geläuten (u. a. für den Paderborner Dom, für Soest, für Hiroshima). Unter

ihren Brunnen ist wohl der Marienbrunnen mit einer in Bronze gegossenen Muttergottesfigur auf dem Tettnanger Bärenplatz am bekanntesten. Vor allem aber erhielt sie viele kirchliche Aufträge. Nach ihren Entwürfen wurden Kommuniongitter, Tabernakelreliefs, Bronzetüren, Kanzeln, Taufsteindeckel usw. gearbeitet. Erinnert sei nur an ihre Werke in St. Jodok Ravensburg, in Reute bei Waldsee und Königseggwald, in der Stadtpfarrkirche und dem Kreiskrankenhaus Tettmang, in der Heil- und Pflegeanstalt Liebenau, an der Pfarrkirche Langenargen, in Krefßbronn, Trochtelfingen und Uttenweiler. An diesen Arbeiten wird deutlich, daß die Bildhauerin eine Formsprache entwickelt hat, die in einer höchst spannungsvollen Weise aktive plastische Konvexformen gegen passive hohlräumliche Konkavformen setzt und in dieser Entgegensetzung die Ausdrucksmöglichkeiten tätigen und leidenden Lebens erfüllt, wobei sich diese Möglichkeiten sinnvoll auf die Mitteilung vor allem der Passion und der Eucharistie erstrecken. Dies alles geschieht mit einem zarten Sinn für die Gesamtkonzeption in der Relieffläche; dabei tritt ein betont ornamentales Element in Erscheinung, das der ausdrucksbedingten Verbindung der Formen dient. In den Plaketten und Medaillen wird dieses ornamentale Element sogar beherrschend, so daß es zu fast graphischen Gebilden kommt. Sieht man freilich genauer zu, so gewahrt man, daß die Linien in den tragenden, bettenden Grund eingeritzt sind, so daß die eingetiefte Zeichnung und die erhabene Masse in ein ausdrucksvolles Verhältnis zueinander treten. Immer wieder tritt in den Werken von Hilde Broer zweierlei hervor: vom Stofflichen her ein Grenzerlebnis, vom Geistigen her ein irrales Manifestationserlebnis. Zwischen diesen Polen spannt sich ihre plastische Form.

Die einführenden Worte sprach Prof. Dr. Dr. Merkle. Ingrid Scherrmann spielte auf der neuen Orgel (s. o.) Johann Jakob Froberger (Toccatà d-Moll) und Hermann Schroeder (Kleine Präludien und Intermezzi, Werk 9); bei der Eröffnung gelangte das Präludium und die Fuge in c-Moll von Johann Sebastian Bach zur Vorführung.

Bei den Studienfahrten führte Dr. Gerhard Haas von Buchau durch „originale“ ober-schwäbische Landschaften: das Naturschutzgebiet Lindenweiher bei Unteressendorf, das Brunnenholzried bei Michelwinnaden und am Rohrsee, wo vor allem das Vogelleben (Möwenbrutstätten) studiert wurde und auch von seiner Gefährdung die Rede war. Unvergeßlich auch war anderntags der Besuch des Eistobels bei Isny. Auf Schloß Sürgenstein wurden die Teilnehmer von Graf Josef von Waldburg und Gemahlin empfangen. Prof. Dr. Dr. Merkle führte in Anwesenheit des hochw. Herrn Dekans und des Bürgermeisters durch die erneuerte Barockkirche in Eglofs und durch die ehemalige Benediktinerklosterkirche in Isny, wo die dortigen Heimatfreunde zu Empfang und Begrüßung bereitstanden. Die Zeit war bemessen; man versprach zu einer besseren Gelegenheit wiederzukommen.

## Jahreshauptversammlung 1967

Die diesjährige Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes am 24. und 25. Juni in Öhringen war nicht nur verbunden mit der des Verbandes der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine, sondern – wenigstens für den 25. Juni – auch der des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg. Was diese vermehrte Versammlung auszeichnete, war jedoch nicht nur ihre Bedeutung als Begegnung Gleichgesinnter, sondern auch die Wirkung der vereinten Bestrebungen jener Vereinigungen nach außen hin. Die von den Standpunkten verschiedener Disziplinen aus gefaßten Vorträge und Führungen wurden von der Öffentlichkeit und der Presse gut aufgenommen, die Verantwortung, aus der die Veranstalter ihre Arbeit verrichten, wohl verstanden und offenbar geteilt. Und dies vielleicht gerade deshalb, weil spürbar war, daß die Zusammenarbeit auf der Grundlage eines wissenschaftlich aufgefaßten Heimatgedankens in gemeinsamer Verantwortung im Dienste der Allgemeinheit geschieht.

In der Nachmittagsveranstaltung des 24. Juni, die der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Baudirektor a. D. W. Kittel, eröffnete, sprach Hauptkonservator Dr. Graf Adelman für den Schwäbischen Heimatbund über Denkmalpflege der jüngsten Zeit in Hohenlohe. Er gab an Hand von guten Farblichtbildern eine ausgezeichnete Übersicht der denkmalpflegerischen Arbeit seines Amtes, wobei deutlich wurde, daß das Land Baden-Württemberg Hohenlohe nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in kultureller Hinsicht als „Notstandsgebiet“ mit Millionensummen förderte. Die gezeigten Leistungen befriedigten indessen nicht nur in quantitativer Hinsicht, sondern auch und vor allem in qualitativer Hinsicht, denn es handelte sich dabei nicht um sogenannte Erneuerungen, sondern um wahre Wiederentdeckungen und Wiedergewinnungen ursprünglicher Schönheit, an denen sowohl kunstwissenschaftliches Erkennen als auch künstlerisch einführendes Nachgestalten beteiligt waren.

Graf Adelman begann mit dem Renaissance- und Barockjuwel Weikersheim, das durch Kauf an den Staat übergehen soll; die Bemalung der bekannten Sommerschen Gartenfiguren in Blau und Weiß ist kein faux pas der Denkmalpflege, sondern Wiederherstellung des ursprünglichen Charakters, den sie als Fayence-Imitationen besaßen. In Langenburg wurde der durch den Großbrand vom 23. auf 24. Januar 1963 ausgebrannte Ostflügel und der Großteil des stark mitgenommenen Nordflügels (vgl. Peter Haag, Zum Wiederaufbau von Schloß Langenburg, Schwäbische Heimat, 1963, S. 214–216) außenbaulich in den einstigen Zustand versetzt, der Fassade gab man den warmen Anstrich barocker Bauten. Vellbergs Befestigung wurde von mauergefährdender Efeuustrickung und Gestrüpp befreit und gründlich erneuert, vor allem an der vorderen Bastei. Nicht die geringste Sorge des Denkmalpflegers galt den kirchlichen

Bauten. Die Arbeiten in Unterregensbach wurden gestreift. Auch von den umfassenden Wiederherstellungsarbeiten auf der Comburg – Radleuchter und Antependium eingeschlossen – erhielt man einen Begriff; noch steht die aus kirchen- und kulturgeschichtlichen Gründen dringend zu wünschende Freilegung der Krypta aus. Von hohenlohischen Landkirchen wurden gezeigt (vgl. auch Peter Haag, Zu erneuerten Kirchen im Hohenloher Land, Heft 2/1967 der Schwäbischen Heimat): der romanische Turmchor Nassau, der Emporensaal von 1788 in Niederstetten, die Kirche von Rüsselhausen mit ihren Wandmalereien, die Rokokoausstattung der Kirche von Hollenbach usw. In Schrozberg, Crispenhofen und Sülzbach lernte man nachreformatorische Ausmalungen kennen, in Bitzfeld und Waldbach Emporenmalereien; mit Nachdruck sagte der Vortragende, man werde die Ansicht aufgeben müssen, wonach die protestantischen Kirchen des 17. und 18. Jahrhunderts armselig nüchterne, weiß gestrichene Räume waren. Es folgten schöne Fachwerkhäuser, so in Ernsbach, auch das „Götzenhaus“ in Niedernhall, ferner bürgerliche Steinbauten in Hall. Der lebhafteste Dank mag Dr. Graf Adelman gezeigt haben, wie hoch man die Verantwortung schätzt, aus der seine Arbeit verrichtet wird.

Für den Verband der württ. Geschichts- und Altertumsvereine sprach Prof. Dr. G. Wunder über die drei Brüder Gottfried, Konrad und Heinrich von Hohenlohe (vgl. die Ausführungen von D. Dr. Müller in diesem Heft).

Die Mitgliederversammlung war ordnungsgemäß im Staatsanzeiger vom 7. Juni und durch die „Schwäbische Heimat“ angezeigt worden. Nach der Tagesordnung gab zunächst der Vorsitzende den Tätigkeitsbericht, der sich über die Zeit vom 1. Oktober 1966 bis 24. Juni 1967 erstreckte. Nur die Mitgliederbewegung wurde nach dem Geschäfts- und Kalenderjahr 1966 angegeben: sie führte zu einem Abgang von 164 Mitgliedern, so daß der Mitgliederstand am 1. Januar 1967 7849 betrug. Aus der Totenehrung seien hervorgehoben: Ehrenmitglied Studiendirektor a. D. Burkhardt, Vertrauensmann Kreisbaumeister Max Haug, Architekt Prof. Liedecke, Freiherr von Ow-Wachendorf, Mundartdichter Ludwig Schäble, Baudirektor Dr. Fritz Scholl, Oberregierungsrat Dr. Wildermuth, Direktor Eugen Ziegele, Ministerialdirigent Gerhard Ziegler. Auch des verstorbenen Vorsitzenden des Deutschen Heimatbundes, Staatsminister a. D. Dr. A. Flecken wurde gedacht. Von den Gratulationen seien hier genannt: die für das 80jährige Ehrenmitglied Otto Lau, das 75jährige Ehrenmitglied Oberforstrat i. R. Dr. h. c. Otto Linck, Vorstandsmitglied Archivrat K. Schumm (65 Jahre), Vorstandsmitglied Staatsarchivdirektor Dr. W. Grube (60 Jahre). Herr Walther Genzmer, der seinen Wohnsitz nach Berlin verlegte und als Landeskonservator von Hohenzollern durch Vorstandsmitglied Hauptkonservator O. Heck abgelöst wird, ist aus dem



Waldenburg. Zeichnung von Walter Kittel

Vorstand ausgeschieden. Im Deutschen Heimatbund wurde das Amt des Vorsitzenden vorübergehend von Richter Dr. Carlsson aus Bremen versehen. Am 15. April 1967 fand die Wahl von Landeshauptmann Dr. Dr. h. c. Anton Köchling als neuem Vorsitzenden statt.

Die Tätigkeit des Vereins erstreckte sich in der Berichtszeit auf verschiedene Bereiche seiner durch § 2 der Satzung vorgeschriebenen Arbeit. In der Denkmalpflege verdient die gute Zusammenarbeit mit den Staatlichen Ämtern für Denkmalpflege hervorgehoben zu werden. Beitragsgesuche wurden wieder häufiger (Klostermauer Adelberg, Sicherung der ausgegrabenen Grundmauern auf dem Hohenstaufen). Daß die Augustinerchorherren-Stiftskirche Oberndorf in Gefahr ist, erfüllt den Vorstand mit großer Sorge; es wurden deshalb verschiedene Verbindungen aufgenommen. Hingegen schien das Eintreten für die ehemalige Klostermühle Pfullingen aussichtslos. In städtebaulicher Hinsicht wandte man sich am 6. März 1967 noch einmal wegen der Ludwigsburger Verkehrsplanung an die zuständigen Kabinettsmitglieder, ebenso an Landtagspräsident Dr. Gurk, nicht ohne ein freundliches Echo. Die Planänderung Hannibal, Stuttgart, wurde begrüßt.

Die Arbeit auf dem Gebiet des Naturschutzes gründet sich auf die gute Zusammenarbeit mit den Leitern der Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege in Stuttgart und Tübingen. In den Weiherrwiesen, Markung Essingen, scheint durch die Vermittlung von Forstrat Weiß eine weitere Abrundung unseres Besitzes mög-

lich; das Ziel ist die Eintragung der Weiherrwiesen als Naturschutzgebiet. Auch der Besitz des Heimatbundes am Grafenberg, Markungen Kayh und Mönchberg, soll aufgestockt werden. Der Grunderwerb auf dem Leimberg (Orchideenwiese) ist abgeschlossen; auch hier wird die Eintragung als Naturschutzgebiet angestrebt. In der Frage der Blaukorrektur wirkte unsere Stellungnahme mit zum Guten (Abänderung der ursprünglichen Pläne, Berücksichtigung der Interessen des Naturschutzes). Hinsichtlich der geplanten Großsiedlung im Illertal hat sich der Verein, auch wegen der Fragwürdigkeit einer anderen Standortwahl, zurückgehalten. Ein besonders schlimmer Fall der Benutzung eines Omnibusses als Wochenendhaus konnte endlich, durch Entfernung des Fahrzeugs, abgeschlossen werden. Die Grundstücksverwaltung des Heimatbundes hat derzeit ein Verfahren eingeleitet zur Feststellung und Bearbeitung zwar gekaufter, aber nicht aufgelassener, damit grundbuchrechtlich nicht gesicherter Parzellen. Die Grundsteuer für unsere Grundstücke auf den Markungen Zillhausen und Pfeffingen (Irrenberg) entfällt fortan.

Die Veranstaltungen waren, abgesehen von den Stuttgarter Vorträgen, gut besucht. Die Pfingsttage in Ochsenhausen haben nichts von ihrer Anziehungskraft eingebüßt und führten rund 100 feste Teilnehmer, dazu viele Gäste, zusammen (vgl. Bericht in diesem Heft). Die Ferienwoche in Villingen erfreut sich einer guten Nachfrage. Die Stuttgarter Studien- und Lehrfahrten sind fast immer ausverkauft. Die Veranstaltungen in den Ortsgruppen

wurden von der Geschäftsstelle nach Möglichkeit gefördert. Der Vorsitzende sprach in Kirchheim und Heilbronn über Freilichtmuseen in Rumänien. Darüber hinaus hielt er Kontakt mit verwandten Vereinigungen; er besuchte die Tagung „Mensch zwischen Natur und Technik“, die der Schwäbische Albverein in der Ev. Akademie Bad Boll veranstaltete.

Im weiteren erstattete Schatzmeister Willy Baur den Kassenbericht, der ausgeglichen (mit zwei kleineren Rückstellungen) schließt, und verlas den Prüfungsbericht des verhinderten Kassenprüfers Regierungsamtmann a. D. Hans Dinkeldein. Die Versammlung erteilte die erbetene Entlastung. Im weiteren Verlauf wurde Dr. Graf Adelmann zum 1. stellv. Vorsitzenden ohne Gegenstimmen und Stimmenthaltung einstimmig wiedergewählt. Anträge waren in der von der Satzung vorgeschriebenen Frist von mindestens 10 Tagen nicht eingegangen; eine danach vorgelegte denkmalpflegerische Frage soll auf dem Wege einer schriftlichen Darlegung im Vorstand behandelt werden.

Abschließend dankte Dr. Rathfelder dem Vorsitzenden für die gewissenhafte Betreuung des Amtes des Vorsitzenden trotz vieler persönlicher Belastungen.

„Lied und Sage aus Hohenlohe“ benannte sich der Abend, den Archivrat Karl Schumm leitete und der in der voll besetzten, bewirtschafteten Stadthalle stattfand. Hierüber berichtete die Hohenloher Zeitung am 26. Juni: „Der Dorfchor aus Bühlerzell, bestehend aus Kindern und Erwachsenen und geleitet von Oberlehrer Scheierling, bot mit großem Einfühlungsvermögen Volkslieder dar, die der nicht-hohenlohische Chorleiter dem Volksmund in Hohenlohe abgelauscht oder älteren Aufzeichnungen entnommen hat. Nicht alle Lieder erhoben, wie Archivrat Schumm bemerkte, den Anspruch, in Hohenlohe entstanden zu sein, aber sie setzten sich hier fest... Verbunden mit diesen stimmungsvollen Liedvorträgen war die Nacherzählung von hohenlohischen Sagen in hohenlohischer Mundart. Archivrat Schumm wollte dabei demonstrieren, daß es in Hohenlohe keine einheitliche Mundart gibt. So ließ er die 6 Sprecher aus verschiedenen Teilen Hohenlohens kommen. Es erzählte der Öhringer Wilhelm Göltenboth die Schradersche Geschichte vom Adolzfurter Pfarrer und seinem Mißgeschick bei einer Hochzeit und Beerdigung am gleichen ‚verworfenen‘ Tag. Aus Stadel im Kreis Hall kam Ilse Mack, Hanne Hilpert von Zell erzählte in Hohenlohisch auf Schrozberger Art, die Laudenbacher Kirchballade trug Fräulein Dimmler aus Pfitzingen vor. Wie man in Herrentierbach das Hohenlohische handhabt, ließ Fräulein Thierauch hören. Wie es in der Nähe von Creglingen klingt, demonstrierte Fräulein Müller aus Sechselbach. Das Fazit zog Archivrat Schumm: Auch die hohenlohische Sprache lebt, verändert sich, unterliegt den Einflüssen ihrer Zeit. Und einen einzigen hohenlohischen Dialekt hat es noch nie gegeben.“

Die Feierstunde am Vormittag des 25. Juni – ihr war die Mitgliederversammlung des Vereins für vaterländische

Naturkunde in Württemberg vorangegangen – leitete Prof. Dr. H. Dölker. Trotz übermäßiger Hitze wurde sie auch in diesem Jahr zu einer repräsentativen Kundgebung des gemeinsamen Wollens der beteiligten Vereinigungen. Nichts sei der Heimatpflege fremder als Einseitigkeit der Gedanken und des Verfahrens; in ihrer Vielseitigkeit brauche sie alle Wissenschaften, so führte Prof. Dr. Dölker aus, indem er zugleich dem Irrtum vorbeugte, daß es dabei um Abschränkung und Verengung des Horizontes gehe: im Gegenteil, Heimat sei die „Wiege zur Welt“! Bürgermeister Laidig bestätigte in seinen Grußworten, daß sich das Zusammenleben der Menschen in der Gemeinschaft nur auf der festen Grundlage des geschichtlich Gewordenen vollziehen könne, ja daß sogar in der kommunalpolitischen Praxis ohne fundierte Geschichtskennntnisse nicht auszukommen sei. Wahres Wachstum sei Entwicklung. Nachdem sodann Landrat Bauer das Wort an die Anwesenden gerichtet hatte, entbot der Vizepräsident des Landtags Prof. Dr. Erbe die Grüße des Landtags, denen die Anwesenden zu ihrer Befriedigung entnahmen, daß der Staat die gemeinnützige Arbeit der veranstaltenden Vereinigungen anerkennt und zu schätzen weiß. Den Festvortrag hielt Oberstudiendirektor Dr. Hans Scheerer aus Schorndorf, der viele Jahre am Aufbaugymnasium in Michelbach a. d. Bilz wirkte und als einer der besten naturwissenschaftlichen, vor allem botanischen Kenner des Hohenloher Landes gelten darf. An Hand von prächtigen Farblichtbildern, die mit viel Liebe und Sachkenntnis aufgenommen worden waren (wo das Wissen das Auge geleitet hatte), gab er eine echte Zusammenschau der natürlichen Gestalt des Landes, angefangen bei den erdgeschichtlichen Grundlagen über die Flußgeschichte bis zu den Herrlichkeiten des Pflanzenkleides in Talauen, an Klebhängen, in Wiesen und Wäldern. So gelang es ihm, das bezaubernde Bild der Naturlandschaft Hohenlohe als Ganzes zu entwickeln.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen in der Stadthalle trennte man sich zu verschiedenen Führungen. Archivrat K. Schumm nahm Öhringen vor, wo das viel zu wenig bekannte Weygang-Museum offen stand und Museumsleiter Georg Breyer führte; hier war auch eine von Archivrat K. Schumm vorbereitete Ausstellung von Werken des Malers Johann Jakob Schillinger zu sehen. In Neuenstein empfing S. D. Prinz Konstantin von Hohenlohe; Herr Schumm jun. führte durch Schloß und Schloßmuseum. Die Studienfahrt „Natur- und Landschaftsschutzgebiete der Waldenburger Berge“ unter Führung von Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder – an ihr nahmen rund 140 Personen in 4 Omnibussen und mehreren Pkws teil – machte mit der Viehweide, dem Entlesboden, der Oberen Weide, der Neumühle, dem Rößlesmahdsee und dem Kupfermoor bekannt. Wieder einmal empfand man dabei lebhaft, daß Natur- und Landschaftsschutz nichts mit „Dirigismus“ zu tun haben, sondern in einem ganz einfachen, schlichten, natürlichen Sinn „unsere Sache“ sind.

# Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

## Kunsthhaus

# Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C

In der vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein herausgegebenen Reihe

## Lebendige Vergangenheit

sind bis jetzt drei Bände erschienen, die – jeder in seiner Art – die Leser der „Schwäbischen Heimat“ besonders interessieren werden. Wir stellen nachstehend den letzterschienenen Band vor:

**Max Kohlhaas** Obermedizinalrat in Stuttgart

### Lebenserinnerungen 1867–1952

163 Seiten. 9 Bildtafeln. Leinen DM 16.80. Broschiert DM 14.20

Die Herausgabe der Lebensaufzeichnungen von Max Kohlhaas will für unsere und eine spätere Zeit das Bild jener vergangenen Epoche festhalten, die sich von der Reichsgründung (1871) bis zu den schweren Tagen der jüngsten Vergangenheit erstreckt.

Nach glücklichen Jugendjahren im alten Stuttgart, denen frohes akademisches Erleben und ernstes wissenschaftliches Bemühen folgen, werden weite Reisen unter den damals so ganz anderen Bedingungen geschildert: in die eben erst erworbenen deutschen Kolonien, ins Rußland der Zaren und in andere Länder, in denen sich Max Kohlhaas mit offenen Augen umgesehen hat, was ihm, dem sprachkundigen Mann, viele Möglichkeiten erschloß. Höchst eindrucksvoll ist der Bericht über den Kampf des jungen Arztes gegen die Hamburger Cholera-Epidemie 1892. – Es schlossen sich idyllische Jahre als Landarzt im Remstal und ein erfolgreiches ärztliches Wirken in Stuttgart während der letzten Königszeit an. Das gemeinsame Erleben des ersten Weltkriegs mit zuverlässigen Helfern und Kameraden in der Heimat und im Feld endet in der militärischen Niederlage und im Umsturz des Novembers 1918 und in einer tiefgreifenden, heute noch wirksamen sozialen und wirtschaftlichen Umschichtung.

Viele Erinnerungen werden durch diesen Band geweckt bei all denen, die den in Stuttgart hochbetagt verstorbenen Obermedizinalrat Dr. Max Kohlhaas noch als Arzt gekannt haben; sie werden gern zu diesem Band greifen.



W. Kohlhammer Verlag Stuttgart



## WENN GELD –

Geld bringen soll oder Geld gebraucht wird

## VOLKSBANK

# Gerhard Storz

Professor an der Universität Tübingen, Kultusminister a. D.

## Schwäbische Romantik

Dichter und Dichterkreise im alten Württemberg

164 Seiten. Leinen DM 19,80

Es ist ein merkwürdiges Phänomen, daß sich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mit einemmal eine steil ansteigende dichterische Produktivität in Schwaben entwickelte, in einer Landschaft also, die lange Zeit im literarischen Leben Deutschlands wenig oder doch nur gelegentlichen Anteil hatte, selbst Schiller und Hölderlin blieben in ihrer Zeit fast isoliert.

Zwei Phasen sind deutlich unterscheidbar: der Kreis um Uhland—auch die „Schwäbische Schule“ genannt—mit Justinus Kerner, Gustav Schwab, Karl Mayer als bedeutenderen Mitgliedern; dann die jüngere Generation mit Eduard Mörike, Wilhelm Waiblinger, Ludwig Bauer, Gustav Pfizer und Karl Zimmermann.

Es erweist sich, daß dieses literarische Geschehen vielfach in einer landschaftlichen Sonderstellung, im „Eigenbrötlerischen“ steckenblieb. Die vergrößerte Distanz und der Wandel der Geschichte haben unser Verhältnis zu jener Geistesepoche in wesentlichen Punkten verändert. So setzt auch Gerhard Storz, hervorragender Kenner der schwäbischen Literatur, notwendigerweise andere, kritischere Akzente als diejenigen, die sich vor ihm um ein Verständnis jener Zeit bemüht haben.

Wir erleben heute eine gewisse „Umwertung“ der schwäbischen Romantik. Während etwa das Werk Uhlands noch zu Anfang unseres Jahrhunderts starkes Gewicht hatte, findet es selbst in der Literaturwissenschaft kaum noch größere Beachtung. Mörike hingegen, der zu seinen Lebzeiten abseits stand, tritt immer deutlicher in den Blickpunkt allgemeinen Interesses.

Die von Gerhard Storz höchst anschaulich geschriebene historische und interpretierte Übersicht über die Dichterkreise der schwäbischen Romantik ist für alle an der deutschen Literatur und der schwäbischen Geistesgeschichte Interessierten eine wahre Fundgrube.



**W. Kohlhammer Verlag Stuttgart**



# Württemberg

Bücher — Karten — Ansichten  
reichhaltiges Sortiment auch antiquarisch

**Müller & Gräff** 7 Stuttgart 1 · Calwer Straße 54  
Buchhandlung u. Antiquariat · Gegr. 1802 · Fernruf 29 41 74

## Urban Bücher

enthalten deutsche Erstveröffentlichungen aus den Gebieten, Geschichte, Kulturgeschichte, Kunst, Philosophie, Religionswissenschaft und Theologie. Nachstehend zwei Bände, die Sie vielleicht besonders interessieren im Hinblick auf eine Reise, die gerade hinter Ihnen liegt.

### **Franz Kiechle** **Römische Geschichte I. Teil** **Roms Aufstieg zur Weltmacht**

184 Seiten. Kart. DM 4,80

Hiermit wird eine systematische, als Studienbuch angelegte Darstellung vorgelegt. Sie kommt Studenten und Schülern besonders entgegen die ein solches Buch gern „mit dem Bleistift lesen“. Außer den gebotenen Daten und Fakten hat die Darstellung besonderes Gewicht durch die neuen methodologischen Überlegungen zum Bereich der Alten Geschichte. Jedem Kapitel ist eine sorgfältige Literaturübersicht vorangestellt. Die Gliederung ist bis aufs kleinste differenziert.

### **W. H. Heurtley, H. C. Darby, W. C. Crawly,** **C. M. Woodhouse** **Griechenland** **Altertum — Mittelalter — Neuzeit**

Mit einem Vorwort von F. G. Maier.  
Aus dem Englischen von Judith Polak-Siliava  
171 Seiten. 15 Karten-Skizzen. Kart. DM 4,80

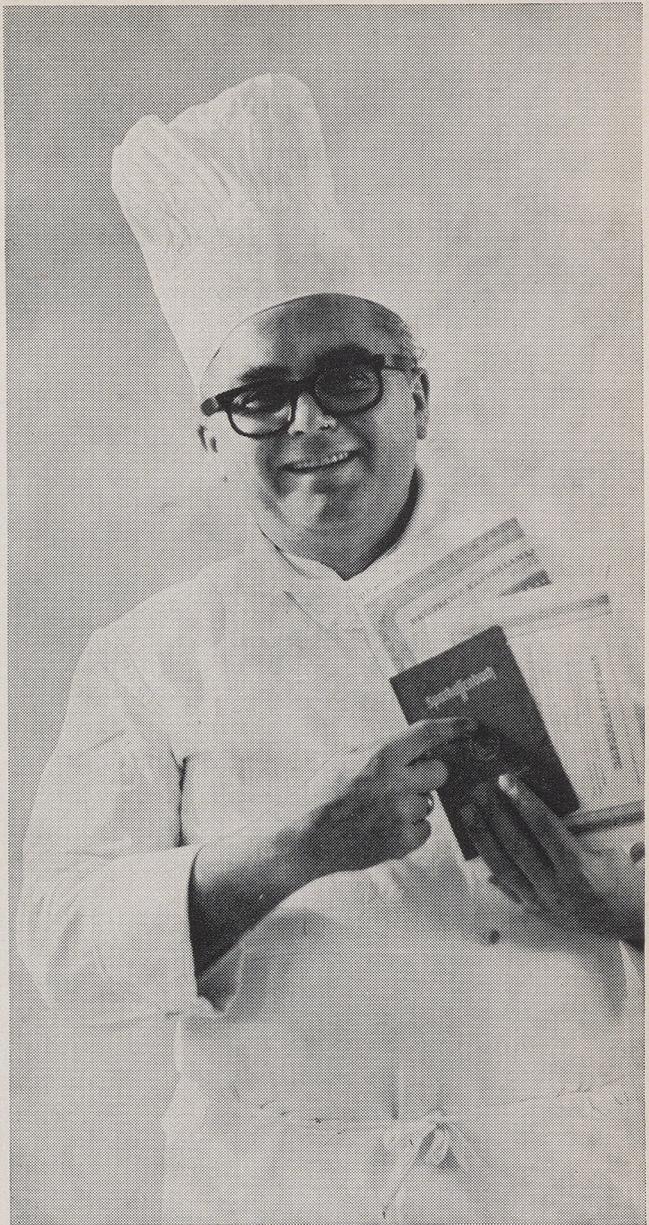
„Ein handliches Taschenbuch, das für Studenten und geschichtlich Interessierte kein historisches Stückwerk präsentiert, sondern — endlich einmal — eine Gesamtschau eines höchst wechselvollen Geschehens vom Altertum bis in die Neuzeit.“

Westdeutsche Rundschau

**Bestellen Sie den neuen ub-Prospekt!**



**W. Kohlhammer Verlag Stuttgart**



## **Machen Sie mehr aus Ihrem Geld**

Eigentlich ist es einfach, aus Geld mehr zu machen. Man muß nur das „Rezept“ kennen. Besonders zu empfehlen ist: Prämienbegünstigt Sparen. Der Staat schenkt 20 bis 30 % Prämie. Die Sparkasse zahlt Zinsen und Zinseszinsen. Damit sich Ihr Geld vermehren kann, muß es angelegt werden. Für eine bestimmte Zeit (allgemeiner Sparvertrag) oder Sie sparen regelmäßig eine Zeit lang (Ratensparvertrag). Arbeitnehmer nutzen zusätzlich das 312-DM-Gesetz. Es bringt Steuer- und Abgabensparnis. Greifen Sie zu. Sparen lohnt sich immer. Und besonders lohnend ist das Prämienbegünstigte Sparen.



**Wenn's um Geld geht**  
**SPARKASSE**

M

Ihre  
Anzeigenaufträge  
nimmt  
entgegen:

W

Merkur-Werbung  
Stuttgart-S  
Staffenbergstraße 44  
Postfach 740  
Telefon 24 63 58 / 59 / 50

## Zum eigenen Heim durch Wüstenrot

Wüstenrot ermöglicht auch Ihnen den Erwerb von Haus- oder Wohnungseigentum. Bitte verlangen Sie die Informations-Broschüre

**Man kommt zu was durch Wüstenrot**  
direkt beim Wüstenrot-Haus, 714 Ludwigsburg.

Größte deutsche Bausparkasse



Zur Vertiefung Ihrer Reiseindrücke

*Fritz Schachermeyr*

## Die frühe Klassik der Griechen

VIII, 358 Seiten mit 68 Schwarzweiß-Tafeln, 5 Textabbildungen, 1 Karte. Leinen DM 59.-

„Die abgerundete Darstellung einer der größten Perioden der griechischen Geschichte umfaßt die Entstehung und die Höhepunkte der Frühklassik in Athen und im gesamten Hellas. Verf. gelingt eine großartige Zusammenschau der Politik mit der Kunst und der gesamten Geistesgeschichte jener Epoche sowie eine Umschreibung des Begriffs der ‚Klassik‘. Ein umfangreicher Anmerkungsteil und eine Erklärung griechischer Ausdrücke in Verbindung mit einem Index sind beigegeben . . . Der Wiener Althistoriker, der sich schon mit einer ganzen Reihe kunsthistorischer Werke einen Namen gemacht hat, befaßt sich hier mit selbstverständlicher Sachkenntnis mit der großartigsten Kulturepoche der Griechen des Altertums . . . Diese kulturhistorische Blüte, die wohl kaum ein Volk später einmal wieder erreichen konnte, ist das Objekt der kenntnisreichen Betrachtungen Schachermeyrs. Eine lebendige und gewissenhafte Darstellung mit einem sehr wertvollen Quellenanhang.“

Westdeutsche Rundschau



W. Kohlhammer Verlag Stuttgart

# WÜRTTEMBERGISCHE BANK

**Stuttgart**

Niederlassungen:

**Friedrichstraße 22** Ruf 29 94 01  
**Eberhardstraße 20** Ruf 24 60 04  
Goldabteilung Ruf 24 59 80

Göppingen  
Hechingen  
Metzingen  
Nürtingen

Reutlingen  
Schorndorf  
Sindelfingen  
Tübingen

UHINGEN  
Ulm  
Ulm-Weststadt

10. OKT 1967